

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOANALYSE

NR. 14

DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOANALYSE

NR. 14

FEBRUAR 1986

Jacques Lacan	3	Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug)
Norbert Haas	6	Der Szientismus Freuds
Dieter Hombach	21	Freuds Traum
Walter Seitter	45	Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft
Hermann von Helmholtz	57	Robert Mayers Priorität
	72	Mitteilungen

ABBILDUNGSNACHWEIS: Die Abbildungen aus diesem Heft sind entnommen aus **Gerald Turner**: Mikroskope, München: Callwey 1981 und aus: **J. J. Littrow**: Die Wunder des Himmels, oder Gemein-fassliche Darstellung des Weltsystem, Stuttgart: Carl Hoffmann 1834. Die topologischen Skizzen fertigte **Frank Heintze**, Berlin. Die Abb. auf der vorderen Umschlagseite zeigen: **Ernst Brücke**, **Sigmund Freud**, **Hermann von Helmholtz**, **Ernst Fleischl von Marxow** und **Julius Robert Mayer**.

Herausgegeben von: **Norbert Haas**, **Vreni Haas**, **Lutz Mai**
Redaktion dieses Heftes: **Lutz Mai**

Graphische Gestaltung: **Lucienne Demoisy**
Satz: **Fotosatz Hoffmann, Messel**
Druck: **Rohr-Druck-Hildebrand GmbH, Kaiserslautern**

Printed in Germany
ISSN 0344-8274
© 1986 Verlag Der Wunderblock
Konstanzer Straße 11, D 1000 Berlin 31
Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

VORSCHLAG VOM 9. OKTOBER 1967, ERSTE FASSUNG (AUSZUG)

Jacques Lacan

Aus: *Analytica*, vol. 8, Beiheft zu *Ornicar?*, Nr. 13, Paris: Lyse 1978, pp. 9–11. Wir danken J.-A. Miller für die Erlaubnis zur Publikation. Die Übersetzung besorgte N. Haas.

Die Übertragung, ich hämmere das bereits seit einiger Zeit, läßt sich nur begreifen ausgehend vom Term des *sujet supposé savoir*.

Indem ich mich an andere wende, möchte ich gleich vorführen, was dieser Term impliziert an konstitutivem Verfall für den Psychoanalytiker, indem ich es illustriere mit dem ursprünglichen Fall. Fließ, das heißt der Medikaster, der Nasenkitzler, der jedoch auf dieser Seite die archetypischen Rythmen erklingen zu lassen glaubt, einundzwanzig Tage beim Männchen, achtundzwanzig beim Weibchen, sehr präzise jenes Wissen, das man als auf andere Netze gegründet unterstellt als die der Wissenschaft, welche zu der Zeit sich spezifiziert, indem sie auf eben sie verzichtet hat.

Diese Mystifikation, die das Altertum des medizinischen Statuts doubliert, das eben hat gereicht, den Platz auszuheben, wo der Psychoanalytiker sich einquartiert hat seither. Was sagt das, wenn nicht dies, daß die Psychoanalyse an dem hält, was der Psychoanalysant genannt werden muß: Freud der erste bei der Gelegenheit, demonstrierend, daß er das Ganze der Erfahrung in sich zu konzentrieren vermag. Was gleichwohl keine Selbstanalyse ausmacht.

Es ist klar, daß der Psychoanalytiker, so wie er resultiert aus der Reproduktion dieser Erfahrung, durch die Substitution des ursprünglichen Psychoanalysanten an seinen Platz, sich unterschiedlich bestimmt im Verhältnis zum *sujet supposé savoir*.

Dieser Term erfordert eine Formalisierung, die ihn expliziert.

Und die eben sogleich auf die Intersubjektivität stößt. Subjekt, unterstellt durch was? wird man sagen, wenn nicht durch ein anderes Subjekt.

Und wenn wir provisorisch unterstellen würden, daß es kein Subjekt gibt, das unterstellbar wäre durch ein anderes Subjekt? Man weiß in der Tat, daß wir uns hier nicht auf den vagen Sinn des psychologischen Subjekts beziehen, das genau das ist, was das Unbewußte in Frage stellt.

Ist es nicht ausgemacht, daß das transzendente Subjekt, sagen wir, das des *cogito*, unvereinbar ist mit der Position eines anderen Subjekts? Bereits bei Descartes begreift man, daß das keine Frage ist, außer man geht über Gott als Garanten der Existenz. Hegel bringt die Dinge wieder auf den Punkt mit der berühmten Ausschließung der Koexistenz von Bewußtsein. Wovon die Destruktion des anderen ausgeht, die inaugural ist in der Phänomenologie des Geistes, aber welches anderen? Man zerstört das Lebende, das das Bewußtsein trägt, aber das Bewußtsein, das des transzendentalen Subjekts, das ist unmöglich. Daher die geschlossene Gesellschaft, woraus Sartre schließt: es ist die Hölle. Der Obskurantismus scheint auch ihm nicht nahe dran, so schnell zu sterben.

Aber vielleicht können wir, indem wir das Subjekt als das setzen, was ein Signifikant für einen anderen Signifikanten repräsentiert, den Begriff des unterstellten Subjekts handhabbarer machen: das Subjekt ist da wohl unterstellt, sehr präzise unter der Barre selbst, gezogen unter dem Algorithmus der signifikanten Implikation. Nämlich:

$$\begin{array}{ccc} S & \longrightarrow & S' \\ \hline S & \dots\dots & \end{array}$$

Das Subjekt ist das Signifikat der reinen signifikanten Relation.

Und das Wissen, wo es aufhängen? Das Wissen ist nicht weniger unterstellt, wir haben davon gerade eine Vorstellung bekommen – als das Subjekt. Die Notwendigkeit der Leistung der musikalischen Schrift, um Rechenschaft zu geben vom Diskurs, drängt sich hier einmal mehr auf, um lebhaft erfassen zu lassen das

$$\begin{array}{ccc} & \text{unterstellt} & \\ \hline & \text{Subjekt} \dots\dots \text{Wissen} & \end{array}$$

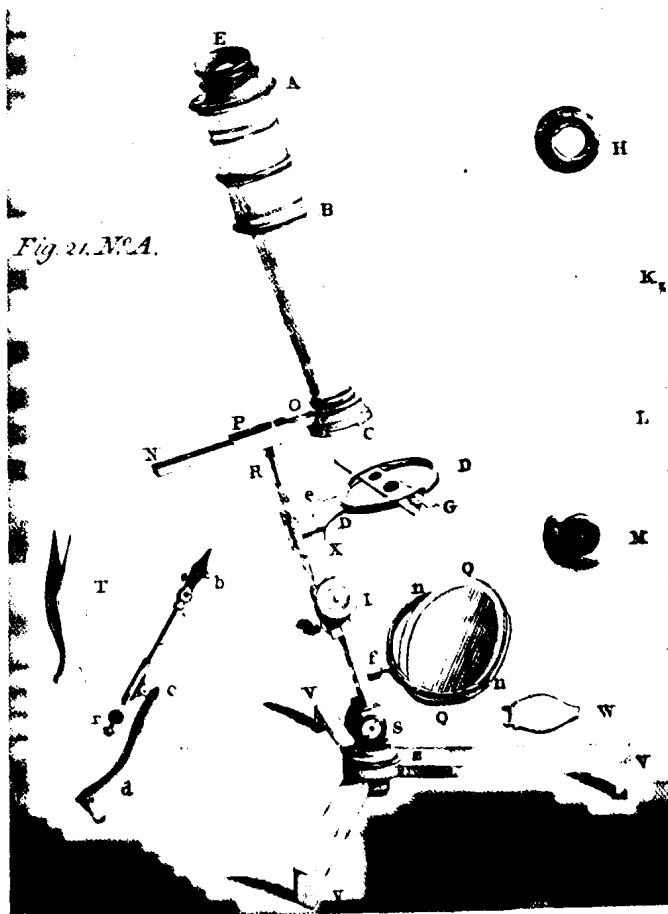
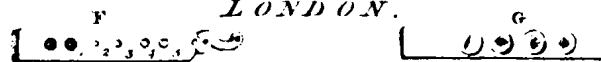
Zwei Subjekte sind nicht imponiert durch die Supponierung eines Subjekts, sondern lediglich ein Signifikant, der repräsentiert, für irgend einen anderen, die Supponierung eines Wissens als angrenzend an ein Signifikat, nämlich ein Wissen, genommen in seiner Bedeutung.

Es ist die Einführung dieses Signifikanten in die künstliche Relation des potentiellen Psychoanalytikers auf das, was im Zustand des *x* bleibt, nämlich der Psychoanalytiker, was die psychoanalytische Funktion als dreizählig definiert.

A New compendious Pocket Microscope.

By Geo. Adams, No 60 Fleet Street,

L O N D O N.



DER SZIENTISMUS FREUDS

Norbert Haas

Vortrag im Rahmen der von der Sigmund-Freud-Schule Berlin veranstalteten Öffentlichen Vorträge, gehalten am 1. März 1985 im British Council in Berlin. Text nach einer Tonbandtranskription von H. Michallik, durchgesehen und am Schluß um Bemerkungen zu Freuds Begriff des Erratens gekürzt. – Aus Freuds Briefen an Fließ und aus dem „Entwurf einer Psychologie“ wird durch einfache Angabe der Seite zitiert nach Sigmund Freud: *Aus den Anfängen der Psychoanalyse*, London: Imago Publishing 1950.

„... jener gewaltige Diskurs an Fließ,
der später das ganze Werk Freuds sein wird.“ (J. Lacan)¹

Was der Einsatz der Psychoanalyse ist, was sie in ihrem theoretischen Statut sowohl als in ihrer Praxis festlegt und ihr ihren Ort zuweist im Drama der Kulturleistungen des sprechenden Seins, ist unablösbar verbunden mit einer Erscheinung, der sie selbst den Namen der *Übertragung* gegeben hat. Die Entstehung der Psychoanalyse schuldet sich einer Übertragung, und die Fundamente, die zu legen Freud sein Lebenswerk aufgeführt hat, haben ihren Grund in der Bedeutung keines anderen als jenes Verhältnisses, aus dem die Psychoanalyse entstanden ist.

Dieses Verhältnis von Übertragung ist dadurch bezeichnet – und ich gebe die Bestandteile der Formel, die uns heute Abend beschäftigen wird –, daß in ihm ein Doppeltes angenommen, unterstellt, supponiert ist: ein *Wissen* und ein *Subjekt*. Und zwar sind beide, Wissen und Subjekt, gleichermaßen unterstellt, so daß – und dies ist entscheidend – bei der Übertragung nicht einfach daran gedacht ist, daß in einem Verhältnis von zwei Subjekten einem dieser beiden ein Wissen unterstellt wäre, möglicherweise vom anderen. In derselben Bewegung, in der Wissen unterstellt ist, ist auch das Subjekt unterstellt. Und es geht darum, zu begreifen, was das sei: nicht allein, daß einem Subjekt unterstellt würde, daß es wisse, sondern daß das Subjekt selbst aufgefaßt ist als ein unterstelltes, hypothetisches – in einem bestimmten Sinne auch als ein ausstehendes.

Die Übertragung wird also ein Verhältnis begründen, in dem ein Subjekt angenommen ist, das der Verfügung und dem Zugriff entzogen ist bis auf das eine: daß es begriffen ist als unterstelltes. Freuds Grundlegung dieses Verhältnisses hat uns gelehrt, es als das *Subjekt des Unbewußten* aufzufassen. Und dies wird uns beschäftigen: daß im Mittel der Übertragung das Subjekt unterstellt ist als unbewußtes, daß die Realität, die durch die Übertragung ins Spiel gebracht ist, die Realität des unbewußten Subjekts ist.

Dieses andere Subjekt bedarf, um ins Spiel zu kommen, einer Vertretung, die im Falle der Psychoanalyse genauer zu bestimmen sein wird. Mit Grund hat Lutz Mai (in einem Vortrag, erschienen im *Wunderblock* Nr. 8) darauf hingewiesen, welch vorsichtiger Gebrauch in der Psychoanalyse von der Übertragung zu machen ist. Die Übertragung ist eine Erscheinung von großer Allgemeinheit, die unter alltäglichsten Umständen auftreten kann. Jedoch, so alltäglich die Übertragung ist, so oft sie in Erziehung, Schule, Beruf, in Freundschaften und Liebschaften, in sonstigen Handeln beobachtet werden kann, es wird zumeist und, wie man hinzufügen muß, zum Glück über sie hinweggegangen. Das heißt, daß der, der sich in die Position eines Stellvertreters jenes anderen Subjekts versetzt sieht, in den allermeisten Fällen diese Position nicht hält. Sei es, daß nicht gewußt wird, welche Position hier einen Subjekt zuerkannt ist, sei es, daß die Regeln des guten Zusammenlebens zumindest eine Ahnung dessen implizieren, was durch die Behauptung dieser Position bewirkt werden kann, es scheint ein gesellschaftliches Regulativ zu geben, das verhindert, daß es im Alltag zu einer systematischen Stellvertretung jenes anderen Subjekts kommt. Zwar gibt es, im Gesellschaftlichen selbst, gewisse Verhärtungen in diese Richtung, diese Fälle sind zählbar, sie sind monströs und ohne Auflösung. Und es gibt, in Verkennung des Instruments der Übertragung und seiner Wirkung, sogar von psychoanalytischer Seite den Versuch, die Übertragung gesellschaftlich lebbar zu machen, sie im sozialen gewissermaßen aufzufangen (Gruppen), worin sich dieselbe Monstrosität produziert. In der Regel jedoch funktioniert das Gesellschaftliche, wenn es funktioniert, eher als mildernder Umstand der Übertragung.

Man weiß, wie oft das gute Auskommen von Leuten davon abhängt, daß man gelegentlich fünf gerade sein läßt und welche Zwietracht entstehen kann, wenn einer in einer gegebenen Situation darauf besteht, daß die Fünf eine ungerade Zahl ist. Es ist dies bereits ein heikles Beispiel. Ich wähle lieber ein anderes, das ebensogut Alltags-sinn für sich beanspruchen kann und das der Literatur entnommen ist. Es gibt ein bürgerliches Drama von Lessing, mit dem ich mich bei anderer Gelegenheit ausführlicher beschäftigen konnte, das ein Problem stellt, wie es alltäglicher nicht gedacht werden kann. Eine Tochter bemüht sich, wie es in dem Stück heißt, *zu werden, wie ihr Vater will, daß sie werden soll*. Eine Erziehungsfrage, denkt man vielleicht, die Tochter soll werden, was sie nach den Vorstellungen ihres Vaters werden soll. Und sie hat, könnte man denken, die Möglichkeit, vielleicht auch das Problem, sagen wir es kurz: zu folgen oder nicht zu folgen. Nur, das ist nicht das Problem, wie es sich in dem Drama stellt, und es ist auch nicht das Problem des Alltags von Erziehung. Denn es ist da eine kleine Schwierigkeit. Die Tochter, Emilia ist ihr Name, weiß nämlich gar nicht, was

ihr Vater will. Was sie weiß, ist, *daß* sie werden soll, wie ihr Vater will, daß sie werden soll; aber *wie* ihr Vater will, das weiß sie nicht. Und da sie eine gute Tochter ist – sagen wir es so: Emilia ist eine gute Tochter – bleibt ihr nur, herauszufinden, was das ist: das Wie auf Seiten ihres Vaters. Und was sie jetzt findet, in dem Versuch herauszufinden, wie ihr Vater will, daß sie werden soll, ist erschütternd, wie nur die Wahrheit und das Drama des Begehrens sein können: Die Tochter findet, daß nicht allein sie nicht weiß, sondern daß das Nichtwissen auf der Seite ihres Vaters ist. Emilias Vater selbst weiß nicht, wie er will. Und denken Sie nicht, diesem Nichtwissen entspreche so etwas wie ein Konglomerat in sich widersprüchlicher Anforderungen, die der Vater an sich stelle und vor das die Tochter in ihrem Fund sich gestellt sieht. Es ist nicht das, was bei Beavin, Watzlawick, Laing etc. über einen angeblichen double bind zu lesen steht, das ist nicht das Problem (auch nicht das Problem des Alltags von Erziehung). Man kann das vergessen, denn jetzt hat man es mit dem Ernst eines Lessing zu tun. Hier, in diesem wahrhaften Drama des Begehrens kann ein Subjekt nicht von der Stelle, kann ein Subjekt sich nicht bewegen nicht allein, weil es der Bewegung eines anderen unterstellt ist und sich, vermöchte es sich zu bewegen, nur an seiner Stelle bewegen könnte. Es vermag sich nicht zu bewegen, weil dieser andere selbst sich enthüllt als einer, der über seine Bewegung nicht Auskunft zu geben vermag, da diese unterstellt ist einem Dritten, das unklar, rätselhaft, verschlossen bleibt. Emilias Fund rührt an eine Störung, in bezug auf welche sich Tochter und Vater gleichermaßen gestört und verstört zeigen. Die Verstörtheit der Tochter rührt aus einer Grundstörung, aus der sich ihr Begehren niederzuschreiben sucht an der Stelle des Begehrens des Vaters, genau dort, wo dieser sich gestört zeigt. Damit ist nicht nur Wissen, sondern ist das Subjekt unterstellt, das Subjekt eines Anderen, dessen Ort verkannt wäre, wollte man ihn auf der Achse einer egal wie asymmetrisch oder symmetrisch verlaufenden Beziehung zweier Subjekte konstruieren. Es ist keine Beziehung. Es ist das Andere Eines, in diesem Fall Emilias.

Dreizehn Jahre bevor das 19. Jahrhundert zu Ende geht, dreizehn Jahre vor Erscheinen der „Traumdeutung“ macht Freud die Bekanntschaft eines jungen Wissenschaftlers, der seine neurologische Vorlesung besucht und ihn in Anschluß an diese anspricht. Es ist Wilhelm Fließ, ein Berliner Hals-Nasen-Arzt mit gewissen wissenschaftlichen Ambitionen, die nicht einfach zu charakterisieren sind. Er diskutiert mit Freud über Anatomie und Funktionsweise des Zentralnervensystems und zeigt sich in seiner Ausbildung, wohl auch seiner Neigung nach der empirischen Schule seiner Zeit verpflichtet, dem also, was als strikt naturwissenschaftliche Ausrichtung der Medizin sich eben zu etablieren beginnt. Daneben folgt er nicht minder einem Hang

zu oft weit ausholenden Gedanken und Spekulationen über Zusammenhänge der Biologie, was durch eine gewisse mathematische Begabung nicht gebremst, sondern eigentümlich gefördert erscheint. Fließ wird jene Periodenlehre entwickeln, durch deren Gesetz – 23 Tage beim Männchen, 28 beim Weibchen – ihm alle Vorgänge des Lebens – Geburt, Schwangerschaft, Tod, Krankheit – bestimmt erscheinen. Aus diesen anfänglichen Diskussionen entwickelt sich eine Freundschaft, die ab 1893 zu einem regelmäßigen Briefwechsel führt und zu jenen Treffen, die sie ihre „Kongresse“ nennen.

Nicht anders als Fließ ist Freud, was seine medizinische Bildung anbelangt, geprägt von einer auf Beobachtung und Experiment aufbauenden Forschung. Es ist jene Berliner Schule, der vor allem Hermann von Helmholtz und Emil Du Bois-Reymond zum Durchbruch verholfen haben, welchen Ernst Brücke verpflichtet ist, in dessen Laboratorium im Physiologischen Institut der Wiener Universität Freud als Student und eine Zeit lang nach seinem Doktorexamen gearbeitet hat. Aus dieser Tätigkeit am Brücke-Institut waren seine ersten Publikationen hervorgegangen.

Ich möchte kurz in Erinnerung rufen, welches die wesentliche Leistung von Helmholtz und Du Bois-Reymond gewesen ist. Angeregt durch ihren Mentor Johannes Müller und im Bruch mit dessen vitalistischer Lehre, hatten sie es unternommen, die Physiologie, die Lehre vom Körpergeschehen mit Einschluß der Psyche, auf die zeitgenössische Physik zu gründen, d. h. auf die Mechanik von Körpern und auf die in jüngster Zeit entwickelte Wärmelehre, die sie selbst entscheidend mitbestimmt hatten. Vor allem konnte als erwiesen gelten, daß der Wärme ein mechanisches Äquivalent entspreche, daß also Wärme in die Bewegung von Materie übersetzt werden konnte, womit sie Gegenstand der Mechanik geworden war. Den Forschungen Helmholtz', seiner Persönlichkeit auch, seiner Vortragskunst und schriftstellerischen Leistung – Helmholtz ist einer der großen Wissenschaftsschriftsteller des Deutschen – ist es zuzuschreiben, daß in weiten Teilen der Wissenschaft sich ein Szientismus etablieren konnte, in dem der Begriff der Kraft, bzw. der Energie oder Wärme sein spekulatives – naturphilosophisches oder rationalistisches – Gewand verloren hatte. Seine Rückführung auf Tatsachen physikalisch interpretierter Materie und deren Bewegung konnte als gelungen gelten. Auch die Lehre von Körper und Seele war so begründet worden auf die Gesetze einer allgemeinen Mechanik, zu der die Thermodynamik – sie schien in der Zeit, als Freud bei Brücke arbeitete, im Wesentlichen abgeschlossen – eine Reihe von Gesetzen hinzugefügt hatte, vor allem das (schon 1842 von J. R. Mayer gefundene) Gesetz von der Erhaltung der Energie.

Freilich, als Fließ Freud auf den Rat Josef Breuers hin in seiner neurologischen Vorlesung besucht, hat sich Freud seit Jahren schon anderen Gebieten zugewandt.

Seine Studien in Paris liegen hinter ihm, seine Übersetzung von Charcots „Neuen Vorlesungen über die Krankheiten des Nervensystems insbesondere über Hysterie“ ist im Jahr zuvor erschienen; er arbeitet jetzt an der Übersetzung des Buches von Bernheim über Suggestion. Ihn beschäftigt vor allem die Behauptung der sexuellen Ätiologie der Neurosen, und die Mitteilungen diesbezüglicher Fortschritte und Funde machen den Beginn des Briefwechsels aus.

Freud zeigt sich in den frühen Briefen mit dem Versuch einer Klassifizierung der Neurosen beschäftigt und er behauptet genauerhin mit der sexuellen Ätiologie neurotischer Erkrankung eine Verursachung in der frühen Kindheit. Frühe Traumata, realen oder phantasierten Attacken von Erwachsenen gegenüber dem Kind geschuldet, bilden die Ursache der Neurose. Real oder phantasiert – hier wird sich Freud zu entscheiden haben, und er wird sich entscheiden in einer Weise, die heute noch viele Psychoanalytiker in ihrer Auffassung von Realität wanken machen müßte, läsen sie Freud, auch in diesen Briefen bereits.

Bald *dämmert* Freud – dies ein Hauptwort der Briefe –, daß eine frühkindliche Traumatisierung sehr viel allgemeiner, für Kranke wie für Gesunde, angenommen werden muß, und darüberhinaus, daß der eigentümlichen Wirkung der Traumatisierung – und nur sie ist beobachtbar – ein Zeitverhältnis entspricht, das er im Begriff der Nachträglichkeit zu fassen sucht. Es ist vor allem die Beobachtung von Erscheinungen der Hemmung funktionaler Abläufe, durch die sich die Einsicht anbahnt, daß ein dem Traumatismus Entsprechendes ganz allgemein, für Gesunde wie Kranke, als konstitutiv angenommen werden muß für das, was Freud, und zwar anderen folgend und im Rückgriff auf jene Schule der Physiologie, den *psychischen Apparat* nennt.

Es wäre nun gewiß zu sprechen von anderen Einsichten Freuds in dieser Zeit, jener zentralen insbesondere, den Traum betreffend und dessen wunscherfüllende Tendenz; von den ersten Schritten zu einer Beschreibung der Mechanismen der Traumarbeit; von seiner Annahme einer Lust-Unlust-Reihe und dem in ihr wirkenden Prinzip; nicht zuletzt auch von seiner Vermutung, daß es eine primäre und unabhängige Quelle der Unlustentbindung im Sexualleben geben müsse (158). Davon berichten diese Briefe. Wir halten aber in der sehr kursorischen Darstellung, um unsere Aufmerksamkeit jenem Knoten zuzuwenden, der sich in dem Verhältnis Freuds zu Fließ schürzt und löst, wiederschürzt, und in dem sich die Themen, die mitgeteilten Enthüllungen, an sich wie an anderen, überlagern: Freuds theoretische Position, sein Szientismus.

Am 8. Oktober 1895 sendet Freud an Fließ ein umfänglicheres Manuskript, das in drei Wochen fiebriger Arbeit entstanden ist, jenes Manuskript, das erst im Jahre 1950

unter dem Titel „Entwurf einer Psychologie“ veröffentlicht werden sollte. In dieser Schrift versucht Freud, eine „mechanische Darstellung“ (451), wie er sagt, der Vorgänge und Funktionen zu geben, deren Zusammenwirken den psychischen Apparat bildet. Es soll eine „summarische Darstellung“ sein, und er bedankt sich am 23. 9. 95, zwei Wochen vor Übersendung der Arbeit, bei Fließ, daß dieser ihm „den mächtigen Impuls gegeben [habe], die Sache ernst nehmen zu dürfen.“ (134) Er spricht von einem „Geschmier“, das aber doch die Unterlage abgeben könne für „Zutaten“ von Fließ, auf die er große Hoffnung setzt. Von Fließ erwartet Freud nämlich die „Anpassung an die allgemeinen Bewegungsgesetze“, d. h. an die Gesetze der Mechanik, während er sich die Aufgabe zuweist, „die Theorie an den Einzeltatsachen der neueren Experimentalpsychologie zu prüfen.“ Denn: „Wieviel von dem Fortschritt bei besserem Zuschauen wieder in Schein zerfließt, steht freilich noch dahin.“ (134)

Sieben Tage nach Übersendung des „Entwurfs“ schreibt Freud: „Toll, nicht wahr, meine Korrespondenz. Ich war zwei Wochen lang im Schreibfieber, glaubte das Geheimnis schon zu haben, jetzt weiß ich, ich hab' es noch nicht, und habe die Sache wieder abgeworfen. Doch hat sich allerlei geklärt oder wenigstens auseinandergelegt.“ (137) Und am 29. November 95 heißt es dann: „Den Geisteszustand, in dem ich die Psychologie ausgebrütet, verstehe ich nicht mehr [...]“. (145)

Es gilt für nicht wenige, die sich mit Psychoanalyse beschäftigen, als ausgemacht, daß dieser Versuch einer auf Mechanik begründeten Darstellung der psychischen Vorgänge und ihres Zusammenhangs von Freud als gescheitert angesehen worden sei und er von da ab ganz andere Wege eingeschlagen habe. Parteigänger dieser Auffassung zitieren gerne Äußerungen Freuds wie die folgende von 1915: „[...] alle Versuche, [...] eine Lokalisation der seelischen Vorgänge zu erraten, alle Bemühungen, die Vorstellungen in Nervenzellen aufgespeichert zu denken und die Erregungen auf Nervenfasern wandern zu lassen, sind gründlich gescheitert.“²

Hier, denke ich, ist Sorgfalt geboten. Spricht Freud, wenn er gegen die *hirnanatomische* Lokalisierung psychischen Geschehens auftritt, vom „Entwurf einer Psychologie“? Seit seinen Studien über Aphasie, 1891, stand für ihn fest, daß der Versuch einer derartigen Lokalisierung abwegig sei.

Rufen wir nochmals in Erinnerung, worum es Freud geht, indem wir ihn selbst zu Wort kommen lassen: „Unsere Annahme eines räumlich ausgedehnten, zweckmäßig zusammengesetzten, durch die Bedürfnisse des Lebens entwickelten psychischen Apparates, der nur an einer bestimmten Stelle unter gewissen Bedingungen den Phänomenen des Bewußtseins Entstehung gibt, hat uns in den Stand gesetzt, die Psychologie auf einer ähnlichen Grundlage aufzurichten wie jede andere Naturwissen-

schaft, z. B. wie die Physik. Hier wie dort besteht die Aufgabe darin, *hinter* den unserer Wahrnehmung direkt gegebenen Eigenschaften (Qualitäten) des Forschungsobjektes anderes aufzudecken, was von der besonderen Aufnahmefähigkeit unserer Sinnesorgane unabhängiger und dem vermuteten realen Sachverhalt besser angenähert ist. Diesen selbst hoffen wir nicht erreichen zu können, denn wir sehen, daß wir alles, was wir neu erschlossen haben, doch wieder in die Sprache unserer Wahrnehmungen übersetzen müssen, von der wir uns nun einmal nicht frei machen können. Aber dies ist eben die Natur und Begrenztheit unserer Wissenschaft. Es ist, als sagten wir in der Physik: Wenn wir so scharf sehen könnten, würden wir finden, daß *der* anscheinend feste Körper aus Teilchen von solcher Gestalt, Größe und gegenseitiger Lagerung besteht. Wir versuchen unterdes, die Leistungsfähigkeit unserer Sinnesorgane durch künstliche Hilfsmittel aufs Äußerste zu steigern, aber man darf erwarten, daß alle solche Bemühungen am Endergebnis nichts ändern werden. Das Reale wird immer ‚unerkenntlich‘ bleiben.“³

Was ich eben zitiert habe, daß die Annahme eines räumlich ausgedehnten, zweckmäßig zusammengesetzten psychischen Apparates Freud in den Stand gesetzt habe, die Psychologie auf einer ähnlichen Grundlage aufzurichten wie jede andere Naturwissenschaft, entstammt einer Schrift, die aus dem Nachlaß Freuds veröffentlicht worden ist und die Freud im Jahre 1938 verfaßt hat, dem „Abriß der Psychoanalyse“.

Wir halten indes im Zeitraum des Briefwechsels. Der „Entwurf einer Psychologie“ ist an Fließ gegangen, der diese Blätter nicht mehr an Freud zurückgesandt hat. Es ist die einzige Niederschrift, Notizen oder Varianten hatte Freud, wenn es sie gab, seiner Gewohnheit nach vernichtet. Die Schrift ist also nie an ihren Autor zurückgegangen, nicht einmal später, als die Blätter wieder in Wien waren, für kurze Zeit, als Deponat in der Wiener Rothschild-Bank.

Auf der Seite von Fließ. „Du sprichst wieder aus, was ich mir leise gedacht habe . . .“ (309), schreibt Freud, und es ist der Ton, eine Oberstimme, vieler Zeilen dieser Briefe. Über Fließ ist in der psychoanalytischen Literatur viel herumgeraten worden. Er ist der Mann, der Freud während der entscheidenden Jahre vor Entstehen der „Traumdeutung“ am nächsten gestanden hat, ja sein Verhältnis zu Fließ erscheint als die einzige große Freundschaft, die Freud zeit seines Lebens zuteil geworden ist. Freud hat Fließ gegenüber eine Haltung von Bewunderung, sogar Schwärmerei eingenommen. Aber wie erscheint Fließ sonst? Liest man in Jones' Freud-Biographie, muß man den Eindruck gewinnen, daß sich der Autor mit der Schilderung dieses Verhältnisses einer recht unbequemen, gar peinlichen Biographenpflicht entledigt. Peinlich der Charakter,

peinlich seine angeblichen Forschungen: die Periodenlehre, die Theorie von einem funktionellen Zusammenhang von Nasenschleimhaut und weiblichem Sexualorgan. Eine Ausnahme allenfalls Fließ' Behauptung der Zweigeschlechtigkeit jedes Individuums. Der Gipfel des Peinlichen aber ist, daß Freud dies alles anerkannt, zumindest Aufmerksamkeit dafür gezeigt hat. Die Politur der Säule, auf die Jones Freud zu stellen wünscht, scheint sehr an Glanz einzubüßen durch diesen Kleingeist und seine Produktionen, der sich ganz in der Nähe aufhält und der in Freuds Augen sogar der glänzendere von beiden ist, dem eigentlich die Erhöhung gebührt. Jones hat mit dieser Sicht eine Tradition des Sichwindens, der Achselzuckerei, freilich auch einer sich verständnisvoll gebenden Herumdeuterei begründet, die ein jüngst erschienen Buch auf die Spitze treibt und gleichzeitig kippen läßt mit der geschwinden Behauptung: Es sind nicht die Höhen, es sind die Niederungen, durch die beide miteinander verbunden sind. Fließ und Freud gleichermaßen seien durchtriebene junge Ärzte gewesen, mit gelegentlich gaunerhaften Anwandlungen, auch Pfüscher, was ihnen aber für sich zu behalten gelungen sei in einer Art homosexuellem Pakt.⁴

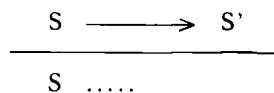
In einem Brief vom 21. 9. 99, Freud ist mit den letzten Korrekturen der „Traumdeutung“ beschäftigt, eben zurück aus der Sommerfrische, heißt es: „Teurer Wilhelm! Da sitze ich nach 32stündiger ekelhafter Fahrt durch Wasser wieder am vertrauten Platz, 7 Bogen Korrekturen vor mir [...] Wie Du richtig vermutest, ist mein Grant [*Grant*, aus *grantig*, ein Versuch Freuds, eine sehr wienerische Eigenschaft zu substantivieren.] von mir abgefallen, nicht nach einer Migraine, sondern nach einer schönen Reihe ähnlicher Zustände. Allein ich glaube, meine Selbstkritik war nicht ganz unberechtigt. Es steckt auch in mir irgendwo ein Stück Formgefühl, eine Schätzung der Schönheit als einer Art der Vollkommenheit und die gewundenen, auf indirekten Worten stolzierenden, nach dem Gedanken schielenden Sätze meiner Traumschrift haben ein Ideal in mir schwer beleidigt. [...] Der Trost liegt in der Notwendigkeit, es ist eben nicht besser gegangen. Es tut mir noch leid, daß ich mir den liebsten und besten Leser durch die Mitteilung der Korrekturen verderben muß, denn was kann einem überhaupt gefallen, wenn man es als Korrektor lesen muß. Ich kann Dich aber, den Repräsentanten des „Anderen“, leider nicht entbehren [...].“ (317 f.)

Dies die entscheidende Formel. Freud bezeichnet Fließ als den *Repräsentanten des „Anderen“* [*Anderer* groß, was der Rechtschreibgewohnheit der Zeit entspricht, der heutige Duden verlangt Kleinschreibung, aber Freud setzt Anführungsstriche, wodurch das groß Andere hervorgehoben ist.] und diesem Anderen ist damit ein *Platz* zugewiesen, der – in diesen Jahren der raschen Schritte, Funde, Enthüllungen Freuds einerseits, seiner Zögerungen, Hemmungen, Korrekturen, seiner Niedergeschlagen-

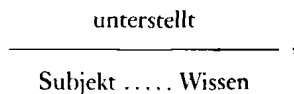
heit, Krankheit auf der anderen Seite – es ermöglicht, daß Freud sich jener eingreifenden Hysterisierung unterzogen sieht, die induziert ist durch die Unterstellung des Wissens und des Subjekts. Und dieser Repräsentant des Anderen als Bedingung des Verhältnisses von Übertragung ist eben Wilhelm Fließ. Vor ihm, in seiner Gegenwart – Zufall und Konstrukt in einem ist dieses – unterzieht sich Freud der Analyse, die die Uranalyse genannt werden wird, und die man erkennt, wenn man sie, was oft geschieht, auf die Jahre 1897–99 begrenzt und als „Selbstanalyse“ bezeichnet. Freud verwendet nur kurze Zeit, ein paar Wochen lang, diesen Ausdruck, und formuliert am 14. 11. 97: „Meine Selbstanalyse bleibt unterbrochen. Ich habe eingesehen, warum. Ich kann mich nur selbst analysieren mit den objektiv gewonnenen Kenntnissen (wie ein Fremder), eigentliche Selbstanalyse ist unmöglich, sonst gäbe es keine Krankheit.“ Und er schließt mit der Bemerkung: „Da ich noch irgendein Rätsel bei meinen Fällen habe, so muß mich dies auch in der Selbstanalyse aufhalten.“ (249)

Das kann nur heißen, daß die Rätsel, vor die Freud durch seine Praxis gestellt ist und durch deren Auflösung im Besonderen er nicht selten vor neuen Rätseln steht – so der Vorgang der Arbeit Freuds – in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt sind zu dem Vorgang dessen, was Jones und andere, bis auf wenige Ausnahmen⁵ und eine ist Lacan, seine Selbstanalyse nennen. Freud forscht, findet, und die Funde nötigen ihn zu weiterem Forschen, und dies geschieht in Gegenwart eines, in dem sich für ihn das Andere repräsentiert. Welches Andere? Lesen wir in den Briefen, etwa unter dem 12. 6. 97: „Sonst bin ich blöde und empfehle mich Deiner Gnade.“ – *blöde*, ein Hauptwort mehr in diesem Briefwechsel, es entspricht in einer Bewegung des Pulsierens einer Öffnung des Unbewußten, wie auch jenes: „komische Zustände, die dem Bewußtsein nicht faßbar sind. Dämmergedanken, Schlerierzweifel ...“⁶ von Anfang Dezember desselben Jahres – „Sonst bin ich blöde und empfehle mich Deiner Gnade. Ich glaube, ich bin in einer Puppenhülle, weiß Gott, was für ein Vieh da herauskriecht.“ (225) [Geschriebenes Vieh, zu sprechen ist durch das Wienerische sicher *Viech*, und ein *Viech* ist nicht ganz dasselbe wie ein *Vieh*.]

Diesen Vorgang eine Selbstanalyse zu nennen, heißt, nicht zu sehen, wie geschehen ist, was als Beginn der Psychoanalyse zu gelten hat. Daß es Freud erst viel später gelingen wollte, Licht in das Phänomen der Übertragung zu bringen, hindert nicht, in dem Verhältnis von Freud zu Fließ eine vollgültige Übertragung zu erkennen, die sich von der Figur des *sujet supposé savoir* ausgehend begreifen läßt. Subjekt, unterstellt, Wissen. Nicht allein Wissen ist unterstellt, sondern auch Subjekt. Wobei das Subjekt als das Signifikat einer signifikanten Implikation erscheint, wie Lacan es im „Vorschlag vom 9. Oktober 1967“ anschreibt:



Und beide, Subjekt und Wissen, erscheinen als Signifikat einer Unterstellungsbewegung:



in der die Tatsache der Unterstellung, das Unterstelltsein selbst Signifikant ist, von dessen Wirkungen eben das Phänomen der Übertragung zeugt. Es ist der Signifikant des Anfangs, besser: des Ausgehens der Psychoanalyse selbst.

Zu begreifen wäre an der Figur des *sujet supposé savoir* auch, was sie, wie Lacan sagt, an *konstitutivem Verfall* für den Psychoanalytiker mit sich führt. Welche Anmaßung steckt nicht in der Verlegenheit, in die Psychoanalytiker geraten, wenn sie von Fließ sprechen. Dabei hätten sie nur eines zu tun, sie müßten ihren Begriff von Persönlichkeit aufgeben. Fließ, sofern er als Repräsentant des Anderen fungiert, ist etwas anderes als eine Persönlichkeit, so sehr das das ärztliche Selbstbewußtsein kratzen mag, das weit auch in der Psychoanalyse verbreitet ist. Er ist, wie Lacan sagt, „der Medikaster, der Nasenkitzler“, dem Freud seine entscheidende Hysterisierung schuldet, jemand auch, vor dem sich die „schwere Beleidigung eines Ideals“, wie wir hörten, ohne Selbstanklage einzubekennen vermag. Und er ist, nicht das Unwichtigste in alledem, für Freud liebenswert.

Unterstellt ist das Wissen und in derselben Bewegung das Subjekt. Konkret hat Freud, wie die Briefe belegen, zwei Dinge von Fließ angenommen, wobei es unerheblich ist, das darf ich jetzt sagen, ob Fließ tatsächlich diese Eigenschaften hatte, es genügt, daß er sie für Freud hatte. Das eine ist, daß Freud Fließ für den besseren, den besser geschulten Naturwissenschaftler hielt, speziell was die Kenntnis der Mechanik, der Thermodynamik und der allgemeinen Biologie angeht. Das andere ist, daß Freud in Fließ, dies vielleicht mit besseren Gründen, den sieht, der über ein Wissen verfügt, das auf andere Netze gegründet ist als das Wissen der zeitgenössischen Wissenschaft, sagen wir: ein Wissen, das dem Altertum der Medizin und dem Altertum von Wissenschaft überhaupt näher steht. (Fließ formuliert beinah, daß Realität *sexuelle Realität* ist, und er formuliert beinah eine *Kombinatorik*, deren Gesetz in einer Polarität von weiblich

und männlich begründet ist.) Man sieht, wie beide Annahmen Freuds sich durcheinander komplizieren, denn der Szientismus der zeitgenössischen Wissenschaft spezifiziert sich gerade aus dem Verzicht auf jenes andere Wissen.

Fließ repräsentiert für Freud also die Verschränkung dessen, was durch die moderne Wissenschaft sich als ein Auseinandertreten, ja als ein Ausschlußverhältnis zu konstituieren scheint. Und viel hängt nun von der Frage ab: Wie wird sich dieses Verhältnis für Freud ergeben? Welches der beiden Wissen wird für ihn von stärkerer Attraktion sein? Oder wird sich Freud in ein Verhältnis finden, in dem sich zwei Signifikanten des Wissens, die für seine Zeit auseinandergetreten sind, verschränken? Unter welche Signifikanten rückt das Subjekt in der Zeit dieser Übertragungsliebe? Darum geht es. Und welches Vieh kommt da heraus?

Einrückung des Subjekts – verstehen Sie das bitte so, wie Sie es in den eben vorgestellten Anschreibungen Lacans lesen können. In signifikanter Position können zwei Wissen sein, deren Verhältnis das einer Implikation ist: $S \longrightarrow S'$, wenn/dann oder *solsodaß*, und in dem Fall, von dem ich spreche, ist kein Zweifel, daß es so ist. *Flectere si nequeo superos acheronta movebo*. Der Ausfall, das Produkt, das Signifikat dieser signifikanten Implikation wäre das Subjekt, das Sie füglich unterhalb der Barre, die Signifikant und Signifikat trennt, eingetragen sehen. Mit fünf Punkten freilich, wie Lacan das schreibt. Das heißt, das Subjekt ist ein Produkt je und je, ein metonymisch Bewegtes. Das Subjekt findet und verliert und findet sich hier, wenn der Forscher, der Experimentator – und fügen wir hinzu, was Freud selbst für sich in Anspruch genommen hat: der Conquistador, der Abenteurer – in ein Verhältnis von Signifikanten eingerückt ist, und dies in einem Verhältnis von Übertragung. Es wäre vielleicht lohnend, der Frage zu folgen, ob nicht jeder wissenschaftliche Gründungsakt auf einem Übertragungsverhältnis beruht, in dem eine solche, gleichsam heraldische, Insertion statt haben kann. Und weiter: ob nicht die Zeichen in den Feldern dieses Wappens, das das Subjekt antreten und sich bewegen läßt, soweit sie zu lesen sind, darauf hinweisen, daß so etwas wie eine Bastardisierung die notwendige Voraussetzung für das Kommende ist. (Fließ nicht der Mediziner, sondern der „Medikaster“, nicht der Hals-Nasen-Arzt, sondern der „Nasenkitzler“). Mit Verwunderung ist für die Geschichte der Naturwissenschaften vermerkt worden⁸, daß das Gesetz von der Erhaltung der Arbeit, dessen Entdeckung dem Gebiet der Physik angehört, nicht von einem Physiker gefunden worden ist, sondern von einem Arzt (Mayer), einem Bierbrauer (Joule), einem Ingenieur (Colding) und einem Physiologen (Helmholtz). In diesem Zusammenhang möchte ich auf eine kleine Schrift⁹ hinweisen, die Hermann von Helmholtz, als Nachtrag zu einer größeren Arbeit, über Julius Robert Mayer verfaßt hat. An ihr ist die

Bewegung, von der ich spreche am Text der Briefe Freuds an Fließ, ebenso spürbar wie in Briefen Cantors an Dedekind – und anderswo.

Freud, in dieser Zeit seiner Freundschaft, rückt in ein Verhältnis zweier Wissen, eine Bewegung, die weit über das hinausgeht, was die beiden betroffenen Individuen in ihren Briefen an Meinungen auszutauschen meinen. Freuds Werk wird das Dokument dieser Einrückung sein. Aber es geschieht dies – und es ist das, was ich heute Abend behaupten möchte –, indem Freud immer dort, wo das Verhältnis sich als ein Auseinandertreten vorstellt, das ihn sich zu stellen nötigt, die Seite wählt, die ihm im Szientismus seiner Zeit gegeben ist.

Wie das Subjekt bewegt ist, das vom Verhältnis der Übertragung im Falle Freuds unterstellt wird, ist damit kaum angedeutet. Daß es bewegt ist in dem Maße, wie sich das Rätsel seiner Fälle, also das, was Freud in der Erfahrung zu wissen gegeben ist, bewegt, kann den Briefen entnommen werden. Und es ist ihnen weiter zu entnehmen, daß das Subjekt der Psychoanalyse kein anderes ist als *das Subjekt der modernen Wissenschaft*. Die moderne Wissenschaft konstituiert sich in einem Auseinandertreten, einer Spaltung, und davon spricht der Hysterisierte, von einer Spaltung des Subjekts, in Wissen und Wahrheit.¹⁰

An Wahrheit ist nicht alles zu sagen, aber doch soviel, daß sie spricht. Freud hat es erfahren, an sich wie aus der Rede der Hysterischen. Er hat auch erfahren, daß Wissen und Wahrheit aneinander leiden.¹¹

Daß Freud von der Behauptung der Möglichkeit einer an den Naturwissenschaften orientierten Darstellung des psychischen Funktionalismus nicht abließ, sie 1938 noch bekräftigen sollte, war von entscheidender Bedeutung dafür, daß etwas in die Beobachtung treten konnte, ohne welches die Psychoanalyse sich nicht herausgebildet hätte: das Feld der Sprache und das Feld des Sprechens. Ich denke sogar, daß der Szientismus Freuds die Bedingung dafür war. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß in der Geschichte der Psychoanalyse die Verkenning der Funktion von Sprache und Sprechen stets von der Nichtbeachtung oder Abwertung des Freudschen Szientismus begleitet ist. Sei es, daß man glaubte, die szientistische Einstellung durch die Jagd in archaischen Gründen ersetzen zu sollen, sei es, daß man bei Scheindichotomien Unterschlupf suchte wie der von „Erklären“ und „Verstehen“, stets wird das, was die erste Erfahrung der Psychoanalyse ist, die des sprechenden Subjekts, mit pseudomythischen oder hermeneutisch-theologischen Nebeln überzogen.¹²

Wenn Freud, was er im „Entwurf einer Psychologie“ unternimmt, abbricht, das Manuskript bei seinem Freund Fließ *deponiert* (das Wort hat hier sein volles Gewicht als ein Niederlegen, Absetzen), um sich dem Traum, den Mechanismen der Traumarbeit

und der Bedeutung von Sprache in diesen zuzuwenden, dann übernimmt er aus dem Fragment Gebliebenen genau das, woran dieses sich brechen mußte: an der Tatsache, daß der Mensch daraus denkt, „daß eine Struktur, nämlich die der Sprache ... seinen Körper schneidet, eine Struktur, die nichts mit Anatomie zu tun hat.“¹³ Dieser Einschnitt ist im „Entwurf“ gegeben allein durch die Annahme, der menschliche Psychismus funktioniere als ein *Apparat*. Mitgesetzt durch diese Annahme war, daß es sich um Anordnungen und Verhältnisse von Anordnungen handeln mußte, die, sofern sie im Funktionszusammenhang eines Apparates begriffen werden sollten, nichts anderes betreffen konnten als die Struktur von Sprache.

Es gibt keinen Apparat, der nicht sprachlich strukturiert wäre. Sie werden vielleicht sagen, wie ist das, besagt jede Rede von einem Apparat, daß dieser sprachlich verfaßt sei? Wie verhält es sich beispielsweise mit optischen Apparaten, einem Mikroskop, einem Photoapparat, einem Fernrohr (von diesen drei ist im 7. Kapitel der „Traumdeutung“ die Rede), wie verhält es sich mit einem Wunderblock, und wie, wenn man Dinge aus der Natur nimmt, wo ebenfalls von Apparaten gesprochen wird, beispielsweise mit dem Gesichtssinn? Es ist mit allen diesen Dingen genauso: Ihre Auffassung als Apparat verlangt als notwendiges Komplement Sprache und die Annahme von sprachlichen Verhältnissen. Es genügt nicht, wenn der Konstrukteur eines optischen Gerätes aus Beobachtung weiß, daß es Gläser gibt, die durch besondere Zurichtung vergrößernde oder verkleinernde Wirkung haben. Ein konvexes Glas, vor das Auge gehalten, ist noch kein Apparat, es sei denn, man nimmt das Auge und den Schvorang dazu. Um einen Apparat zu konstruieren, muß der Optiker die Gläser, deren Eigenschaften er kennt, in Anordnung zueinander bringen, er muß sie, wie man sagt, artikulieren. (Ob es sich bei den Elementen der Anordnung um natürliche oder künstliche Dinge handelt, ist dabei sekundär.) Und wenn er einen bestimmten Zweck für seine Konstruktion im Auge hat, wenn er weiß, es soll ein Photoapparat, es soll ein Fernrohr usw. werden, so wird er eine bestimmte Anordnung der Gläser und sonstigen Teile vorzunehmen haben, und wenn diese Anordnung sich insgesamt oder in Teilen als unzweckmäßig erweist, als technisch zu aufwendig oder zu einem unerwünschten Erfolg führend, so wird er sich für einen Teil des Apparates oder für den ganzen Apparat etwas anderes einfallen lassen müssen. Sagen wir, er ersetzt einen Teil und nimmt damit eine Substitution vor. Oder er ersetzt mehrere Teilanordnungen durch eine, die er gefunden hat und die denselben Dienst tut wie die komplexere. Solche Operationen, operativen Schritte im Aufbau eines Apparates sind sprachliche Operationen. Es gibt ein weiteres, das bei optischen Apparaten eine wichtige Rolle spielt. Freud spricht davon in der „Traumdeutung“, um sich gegen die Vorstellung zu wenden,

daß die psychische Lokalität anatomisch zu bestimmen sei. Es gibt bei optischen Geräten Örtlichkeiten, die der Konstrukteur zwar räumlich situieren kann, ja so genau wie möglich räumlich situieren muß, an denen aber kein greifbarer Bestandteil des Apparates gelegen ist. Es handelt sich um jene idealen oder virtuellen Orte, an denen Vorstufen des Bildes oder Bildteile entstehen und über deren Lage nur die Anordnung der greifbaren Bestandteile, der Gläser, Spiegel etc. entscheidet, die für sich genommen anderswo gelegen sind.

Bezogen auf den „Entwurf“, der die mechanische Darstellung eines Apparates geben will, kann man sagen, daß Freud sein Tun unterbricht, weil es ihm nicht gelingen will, gewisse Komplexionen, die in diesem Apparat auftreten, durch andere Komplexionen zu ersetzen, die eine bessere Darstellung der Abläufe in diesem Apparat erlauben würden. Es will ihm nicht gelingen, heißt aber auch: Freud kommt nur auf recht unbefriedigende Weise heraus mit der Sprache über das, was selbst als ein Sprachliches funktioniert: der psychische Apparat.

Wenn ich eine Vermutung aussprechen darf: Daß es nur recht unbefriedigend geht, verdankt sich nur zum Teil einer fehlerhaften oder ungenügenden Konstruktionsleistung Freuds. Es ist das Funktionsensemble des Apparates selbst, in welchem unzuverlässige Adaptionen, Unschärfen, Fehlgänge, Katastrophen – was man da auch einsetzen will, um's zu illustrieren – von Bedeutung sind, von weit größerer Bedeutung, als Freud es in der Annahme eines zweckmäßigen, durch die Bedürfnisse des Lebens entwickelten Apparates angenommen hat. Womöglich ist das Verhältnis des Apparates auf Realität weit mehr eines der Obstruktion als der Anpassung und ist Disfunktionalität geradezu das Funktionsprinzip des Apparates, besser: das Integral seiner Funktionen. Das Ziel der Anpassung wäre dann nicht der genaue Gedanke gewesen, den Apparat konstruieren zu können.

Eine kleine Bemerkung noch. Wenn es je gelingen sollte, den psychischen Apparat besser zu konstruieren, als es der „Entwurf“ tut – und es gibt Schritte dahin bei Freud selbst und vor allem bei Lacan –, dann wird dieser Apparat Orte aufweisen, deren Komplexion auf seiten des Konstrukteurs eine Leistung fordert, die ihn an die Grenze seines Vermögens zu räumlicher Darstellung bringt. Er wird versuchen, diese Orte zu konstruieren, und wenn ihn dabei eine allgemeiner akzeptierte Auffassung des Raums im Stich läßt, dann wird dies keinesfalls heißen müssen, daß es sich nicht um räumliche Verhältnisse handelt. Seien wir nicht zu voreilig in der Kritik überkommener Vorstellungen, vor allem nicht in der Kritik des Cartesischen Raumbegriffs. Descartes konstruiert den Raum, wie seine „Optik“ zeigt, vom Körper aus, dies ist seine Leistung, und es ist auch kein anderer Weg. Problem macht die Verallgemeinerung. Wenn Lacan

das, was Freud im „Entwurf“ getan hat, ein Schreibspiel nennt, dann nennt er es so, weil es um Anschreibungen geht, um Buchstaben und Verhältnisse von Buchstaben – und das ist je das Besondere, dessen Werden sich der Übertragung verdankt.

¹ *Seminar II*, Olten u. Freiburg i. Br.: Walter 1980, 158.

² *G.W.A.*, 273.

³ *G.W.VIII*, 126 f.

⁴ Siehe JEFFREY MOUSSAIEFF MASSON: *Was hat man dir, du armes Kind, getan? Sigmund Freuds Unterdrückung der Verführungstheorie*. Reinbek: Rowohlt 1984.

⁵ Vgl. O. MASSONE: *L'analyse originelle*, in: O. M.: *Clefs pour l'Imaginaire ou l'Autre Scène*, Paris: Seuil 1969, 115–130. – Ein Vortrag, der 1967 in Sainte-Anne gehalten worden war und zuerst in *Les temps modernes*, Juni 1967, erschienen ist.

⁶ Zit. nach JO: *Das Leben und Werk von Sigmund Freud*, Bd. I, Bern/Stuttgart: Huber 1960, 358.

⁷ Vgl. für das Folgende JACQUES LACAN: *Proposition du 9 octobre 1967*, erste Fassung, in: *Analytica* vol. 8 (Supplement zu *Ornicar?* No. 13), Paris: Lyse 1978, insbesondere 9 ff. – An dem Auszug, den der WUNDERBLOCK in diesem Heft bringt, ist zu sehen, wie sehr mein Vortrag diesem Text Lacans verpflichtet ist.

⁸ Etwa von J. H. VAN T'HOFF: *Über die Entwicklung der exakten Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert*, Hamburg/Leipzig: Voss, 1900, 6.

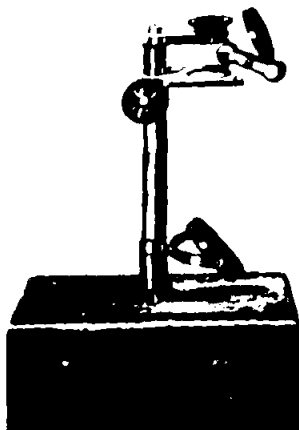
⁹ Siehe den Abdruck in diesem Heft.

¹⁰ Siehe JACQUES LACAN: *Die Wissenschaft und die Wahrheit*, in: *Schriften II*, 231 ff.

¹¹ Siehe JACQUES LACAN: *Radionomie*, in: *scilicet* 2/3, Paris: Seuil 1970, 92 ff.

¹² Auf Aberwitzigkeiten wie die von Habermas, der glaubt, Freud habe sich selbst mißverstanden und nicht gesehen, daß er eigentlich seine, Habermas', fide Sozialpsychologie entdeckt hatte, gehe ich in meiner Rede nicht ein.

¹³ JACQUES LACAN: *Télévision*, Paris: Seuil 1974, 16.



Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Topologie

Dieter Hombach

Es gibt wohl keine Wissenschaft, die sich so sehr mit Störungen befaßt hat wie die Psychoanalyse. Da ist die Krankheit als Störung im weitesten Sinn, Störungen der Kur, Störungen der Heilung, ja sogar eine Art Metatheorie der Störung, die den Stil der Analyse selbst betrifft: unabschließbar, immer vom Ziel entfernt, nie gelungen zu sein. Es gibt aber auch keine Wissenschaft, die den Unterschied zwischen Störung und Funktion so sehr verwischt hat wie die Psychoanalyse: die Umwege des Trieb, seine Hemmungen und Fehlgänge haben sich für sie zu einer Wirklichkeit verdichtet, die abläuft, ohne daß etwas klemmt, hakt und hemmt. Diese Funktion der Disfunktion heißt Sublimation. Als Sublimation funktioniert die Störung. Vielleicht ist das der Grund, warum Freud darauf beharrt hat, daß der Trieb auch in ihr sich befriedigt und dies, wie Lacan beifügte, „ohne Verdrängung“¹.

Wenn also in der Sublimation weder Befriedigung noch Drang gestört sind, was ist dann gestört? Ganz einfach: der gerade Weg, die lineare Bewegung. Die Sublimation als Umweg, das ist der Ort, an dem sich die Psychoanalyse aufspreizt und verräumlicht. Sie entscheidet an der Länge der Wege, ob etwas „normal oder anormal“ ist: wenn sich der Analytiker einmischt, so in dem Maße als er meint, „es könnte da noch andere Wege geben, kürzere zum Beispiel“².

Der Analyse ist eine Art Landschaft unterlegt, die man auf verschiedene Weise durchlaufen kann, eine Topologie. Entstanden ist sie aus einer Störung, der Störung des direkten, des umweglosen Wegs. Der Raum der Kur, der Raum der Symptombildung im allgemeinen hat sich einer negativen Funktion eingeschrieben – zwischen Drang und Befriedigung muß etwas dazwischengekommen sein, damit es die Psychoanalyse interessiert. Anders formuliert: etwas muß unmöglich sein.

Deshalb hat Lacan davon gesprochen, daß die Kategorie des Unmöglichen in der Grundlegung der Freudschen Begriffe „absolut radikal“³ sei: sie ist die Bedingung des

analytischen Raums, prägt seine Wege, indem sie den direkten Weg versperrt und andere, gewundene Pfade erzwingt. Kurz: die Psychoanalyse erforscht einen Raum, der im Zeichen des Unmöglichen steht.

Und wieder war es Lacan, der empfohlen hat, daß man Funktionen, die sich in negativer Form präsentieren, nicht „über die Negation“⁴, die Unmöglichkeit also über die Möglichkeit lesen soll.

Hier eine Definition, die das versucht.

Weil es immer mehrere Möglichkeiten gibt, gibt es das Unmögliche. Darum wird es häufig mit dem Zufall verwechselt, dem unmöglichen. Zweifellos war alles, was wirklich ist, möglich und doch identifiziert sich das Unmögliche als Gegensatz des Möglichen mit jenem anderen Gegensatz des Möglichen: der Wirklichkeit. Was das Mögliche vom Wirklichen trennt, ist sein Charakter bloßer Potentialität, sein Vielleicht. Das Unmögliche wird alles mögliche sein, nur keine Potenz, kein Vielleicht. Das Unmögliche wird das ausgeschlossene Mögliche sein, das Reale. Oder nicht ganz, denn das Reale ist, das Unmögliche kann nicht sein. Also ist das Unmögliche eine Chimäre zwischen möglich und faktisch – wirklich unmöglich.

Die Art und Weise, in der Unmögliches wirklich wird, seine Beziehung zum Realen entfaltet, aufbrechen läßt, paßt dazu. Das Mögliche kennt keinen Skandal, entwirft sich in eine kontinuierliche Welt, ist die voraussehbare Fortsetzung dessen, was ist. So determiniert man: was wahr-scheinlich ist, ist wahr. Ganz anders die Unmöglichkeit. Was ungeahnt zur Realisation drängt, trägt die Merkmale des Bruchs, der Diskontinuität. Das Unmögliche zerschlägt die Welt, in die es sich einläßt. Das Unmögliche tritt augenblicklich auf, ist ein Schock, ein Schrei. Wo es erscheint, verschwinden Kausalität, Logik und Motiv. Das Unmögliche ist das Unvorhersehbare.

Unvorhersehbar aber heißt ein Ereignis, dessen Realisation mindestens zwei gleichwahrscheinliche Möglichkeiten skandieren – und die Definition ist geschlossen: es gibt das Unmögliche, weil es mehr als eine Möglichkeit gibt.

Entsprechend haben sich die Wissenschaften, die mit ihm befaßt sind, um die Schwellen und Ränder einer doppelten Realität verteilt. Wenn es mindestens zwei Möglichkeiten geben muß, damit das Unmögliche wirklich wird, muß es einen Raum geben, der das Simultane trägt, es erlaubt. Einen Raum, der verzweigt ist.

Die Lehre vom Unmöglichen, die Lehre vom Schock ist eine Theorie der allgemeinen Bifurkation. Die Bifurkation ist die positiv gewendete negative Funktion. Weil es Verzweigungen gibt, gibt es Störungen, weil es Verzweigungen gibt, kann etwas unmöglich sein.

Natürlich ist das nicht der Weg, auf dem Freud die Verzweigung entdeckt hat, doch hat er dieselbe Methode verwandt: die Umkehrung einer negativen Funktion. Natürlich

hat er sie anders gelesen, anders transkribiert, hat er sie nicht ‚Unmöglichkeit‘ genannt. Trotzdem ist sein Ausgangspunkt ihr verbunden geblieben, war, wenn man so will, nur die andere Seite der Gleichung.

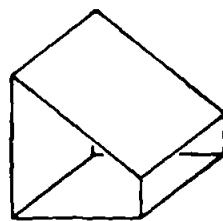
Das Unmögliche als negative Funktion hat sich der Sublimation als Funktion einer Disfunktion eingeschrieben. Weil der direkte Weg unmöglich ist, wird ein Umweg gewählt, ein Ersatz. Also muß die Sublimation zwar kein Synonym, doch kann sie ein möglicher Ausdruck des Unmöglichen sein. Das Unmögliche führt in seiner Umkehrung zum Bild des verzweigten, des verworfenen Raums. Die Umkehrung der Sublimation führt zum Trauma. Von der funktionierenden Störung in einer nahezu buchstäblichen Operation zur gestörten Funktion und zum Text, in dem Freud die Verzweigung erfand: jenseits des Lustprinzips. Schon der Titel scheint eine Metapher der Verkehrung zu sein. Die Funktion des Lustprinzips, sein Hang zum Energieausgleich ist hinterschlitten, ist gestört: jenseits des Lustprinzips. Das ist die Umkehrung der Sublimation: sie bleibt den Gesetzen zur Herabsetzung der Energie, zur Abgleichung der Spannung verbunden – das Trauma hebt sie auf, zer-stört sie.

Daß Freud seinen Text mit dem Trauma beginnt, hat also Methode, daß er bald danach spielt – auch. Weil eine Verzweigung von keiner einzelnen Benennung erfaßt werden kann, muß man in mehrschichtigen Argumenten rechnen, nur komplexe Werkzeuge können der Komplexität einer Verzweigung isomorph sein. Das Fort-Da Spiel aber ist komplex, komplex wie eine Verzweigung – weil es unmöglich ist. Anders formuliert: es gibt mindestens zwei Möglichkeiten seines Verlaufs.

Was sich vorausschen läßt, wird immer nur die Hälfte sein, das halbe Spiel. Nimmt man es ganz, zerbricht die einheitliche, ganzheitliche Optik und splittert auf. Gegenstände verschwinden und ihr Verschwinden wird lustvoll konstatiert. Das ist der Zug, bei dem die Abwesenheit gewinnt, das Fort belohnt wird. Wer mitspielt und das Entfernte zusammensucht, kann sich nur ärgern, verlieren. Dann einen Gegenstand verschwinden lassen und sein Erscheinen als Gewinn lesen, lustvoll belegen, die Anwesenheit, das Da. Für sich genommen irritieren die Spielzüge nicht, keine Verwirrung. Jeweils lineare Abhängigkeitsverhältnisse, bei denen die Anwesenheit oder die Abwesenheit dem Anwachsen von Lust in jeweils eindeutiger Regel korrespondieren.

Das ist die halbe Wahrheit, die Hälfte des Spiels. Niemand weiß, wer hier den Trennungsstrich setzt, das Kind, der Erzähler, beide vielleicht. Entscheidend ist, daß alle Klarheit verschwindet, sobald die Summe der Spielzüge gebildet wird, das Ganze des Spiels. Wie doppelt belichtet fächern sich die Handlungen des Spielers auf, zugleich gewinnen Da und Fort, begrüßt er das Verschwinden und das Erscheinen der Dinge. Das Spiel wird, wie man gesagt hat, chiastisch⁵.

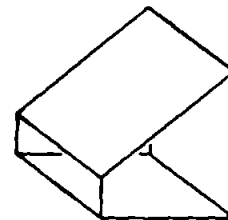
Lust nimmt zum Da ab
Lust



Da

Fort

Lust nimmt zum Da ab
Lust

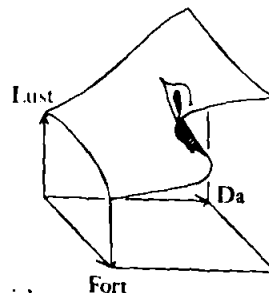


Da

Fort

Also dechiffriert der das Spiel nicht, der von ihm berichtet und den Zusammenhang sieht. Der Erzählung läuft das Erzählte zuwider. Glaubt sie mit einem Rätsel begonnen und mit dessen Auflösung geendet zu haben, hat sich ein Rätsel gebildet: der Verlierer gewinnt, der Gewinner verliert, Lust gilt Anwesenheit und Abwesenheit zugleich. Es geht nicht darum, ob man das Spiel richtig versteht, es geht darum, daß man es als Antwort begreift, als Antwort auf die Frage, die Freud, und der erzählt ja, chiffriert und verrätselt, an es stellt, indem er sie vor es stellt: wie ist die Wiederholung der Unlust, wie ist ein Trauma möglich? Ein Spiel, das als Ganzes zwei verschiedene Möglichkeiten gleichwertig ausspielt und beide gewinnen oder verlieren läßt, ist die Lösung. Es ist doppelt, es ist verzweigt, nur ein doppelter, ein verzweigter Raum kann traumatisch sein.

Freud hat das Fort-Da Spiel nicht erfunden, er hat seine Teile addiert. Das Ergebnis ist komplex, die Abhängigkeitsverhältnisse verschlungen, verknotet. Keine Linearität mehr, kein voraussagbares Ergebnis. Natürlich gibt es dieses addierte Spiel nicht, schließlich ist es unmöglich. Und doch schiebt es sich als angerufene, als – wenn man so will – ideelle Struktur über seine Züge und umfaßt sie: erst nachdem ein lustvolles Da die Lust am Fort überdeterminiert, verdoppelt und verzweigt hat, ist für Freud das Spiel „komplett“⁶.



Das „komplette“ Spiel

Statt kontinuierlich mit einer Größe zu bzw. abzunehmen, schreibt sich das, **was** Freud Lust nennt und als Indikator **des** Spiels und seiner Züge gilt, in eine Falte ein. Das ganze, das komplette Spiel ist verworfen, zeigt sich als Kluft. **Das** ist das Bild, die Zeichnung jenes nicht existenten, nicht spielbaren und doch wirklichen Raums, der mehrere Möglichkeiten in der Schweben hält, in sich schichtet und unmöglich ist. Raum, den die Teile des Spiels in ihrer Ergänzung beschwören und den Freud **sah**.

Der Raum jenseits des Lustprinzips, die Bedingung des traumatischen Raums.

Das ist der Grund, warum für Freud schon früh „die traumatischen Szenen ... nicht etwa einfache, perlschnurartige Reihen“⁷ bildeten. Er spürte im Schock den feinen Klang dessen, was ihn bewirkte und unsichtbar blieb, in seiner eigenen Wirkung verschwand. Einen zitternden Nachhall des Vielen am Einen. Keine flache Linearität, sondern einen „Knotenpunkt“⁸, der „gleichzeitig“⁹ zu verschiedenen Assoziationsketten gehört, sie begründet.

Mit anderen Worten: der Analytiker blickt hinter das Trauma, **weil** er an ihm das Unmögliche wahrnimmt, weil er erkennt, daß es „verzweigt“¹⁰ ist.

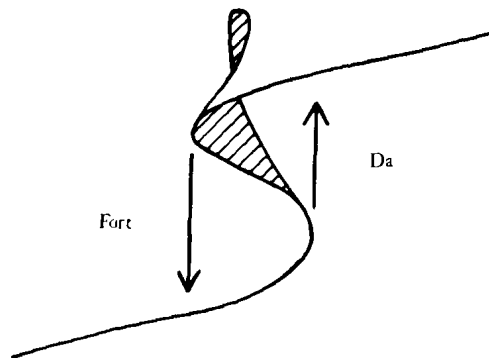
Wenn Freud das Trauma in seinen späteren Schriften schrittweise durch das Phantasma ersetzt, psychologisiert er die Psychoanalyse nicht, wehrt vielmehr den Eindruck ab, daß *etwas* Ursache ist. Als verzweigte, besser als Verzweigung, kann sie **nicht** dies oder das, immer nur die Spannung zwischen Vielem sein. Stets vergangen und nur abwesend die Anwesenheit des Traumas, des Schocks begründend: das Fort im Da.

Freud hat mit der Verzweigung nicht nur Störungen **erklärt**, er hat sie als Organisationsprinzip begriffen. Die Verzweigung ermöglicht das Trauma und den Schock, sie steht als Synonym für Unmögliches ein, für den Umweg, den Weg, der ins Bodenlose fällt, der sein Ziel verfehlt oder zielgehemmt ist, für alles, was nicht ankommt, was zu spät kommt, was abweicht und **quergeht** – die Verzweigung sorgt aber auch dafür, daß überhaupt etwas geschieht, daß es nicht nur Chaos und Fehlgänge gibt, daß in der Unordnung divergierender Richtungen manchmal eine Gestalt, im Geschrei der Ton, eine Melodie, ein Lied entsteht.

Und wie verkleinert, wie mikroskopisiert beweist die Verzweigung ihre erzeugende Kraft zuerst da, wo man sie selbst zu erzeugen **glaubte**, im Spiel, im lustvollen Wechsel von An- und Abwesenheit. Hier mag der Ausgangspunkt für Freuds große Ausschweifung liegen, in der er Todes- und Lebenstribe, in der er die *erotische* Verzweigung erfand.

Nach der Statik des Spiels, die Dynamik des Spiels, in der es sich bewegt: nicht länger in seine zwei **Teile** zerfallend, sondern indem es sie vom kompletten Spiel her, von der Kluft des Spiels aus entwirft.

Und das Rätsel wird vertieft, neu gestellt. Schien es, als würde das komplette Spiel in seiner paradoxalen Überdeterminierung eine Art gebrochenen Raum bilden, wird im Vollzug des Spiels sichtbar, daß dieser Raum das, was ihn schafft, skandiert. Nur jene Verzweigung, die das Fort-Da Spiel spannt und staucht, kann die Bewegungen und Sprünge tragen, aus denen Fort-Da besteht. Ohne die Kluft, die das Spiel als ganzes formt, wäre das Spiel in seinen isolierten Teilen nicht möglich. Weil sich Fort und Da diskontinuierlich ineinanderschieben, kann es den Bruch geben, den ein ‚Da‘ als emphatisches ‚Da‘ braucht, ohne den jedes ‚Fort‘ nur ein langsames, schier endloses Verschwinden wäre, bestenfalls infinitesimal, doch niemals abwesend. In einem Satz: was unmöglich zu spielen, ermöglicht das Spiel. Die ideelle, die unmögliche Struktur eines übercodierten, doppelten Raums geht der Auflösung, der Analyse der Spielzüge voraus, Freud addiert, was schon zusammengesetzt war.



Die Dynamik des Spiels enthüllt seine Nachträglichkeit. Was im Vollzug seiner selbst erzeugt wird, erzeugt den Vollzug: die Verzweigung. Die Verzweigung ist für das Fort-Da Spiel – die Regel. Eine Regel geht voraus, auch wenn man sie im Verlauf der Spielhandlungen mühsam entziffert, sie ist es, die das Geschehen trägt. Ohne die Regel gäbe es nur wirres Chaos, die Regel prägt die Gestalt, die Konturen des Spiels. Als Verzweigung gibt sie wortwörtlich den Grund ab, auf dem die Sprünge, An- und Abwesenheit des Fort-Da Spiels erscheinen, den Raum, den das Spiel betritt, den Raum, in dem das Spiel läuft, funktioniert. Und es wird ein differenzierter Raum sein, ein Raum, der Schwellen, Spalten und Abgründe markiert, denn die Regel ist Ordnung und Ordnung ist Differenz.

Vielleicht wird so die Besonderheit der Verzweigung als Regel deutlich: sie ordnet den Raum, indem sie ihn ineinanderschiebt und viele seiner Punkte doppelt belegt, sie ordnet den Raum, indem sie ihn übercodiert. Im verzweigten Raum gibt es Stellen, die unentscheidbar sind, an denen man gewinnt *und* verliert. Also erzeugt die Regel des Fort-Da Spiels Ordnung aus Unordnung: den geordneten Ablauf des Spiels, das Verschwinden und Auftauchen der Dinge, Lust an der An-, dann an der Abwesenheit aus einer chaotischen Überdeterminierung des (Spiel-)Raums.

Deswegen ermöglicht die Verzweigung Funktion und Disfunktion gleichermaßen: sobald sie zur Regel wird, kann keiner zwischen Ordnung und Unordnung unterscheiden, haben sich Ordnung und Unordnung ineinandergedreht.

Hier jetzt Freuds Reise in die Fluktuation, sein Weg auf den Spuren einer libidinösen, vitalen Verzweigung, einer Verzweigung, die keinen Schluß anerkennt, die das Ende stets als Beginn liest, die das Ende verzweigt, weil sie jedes Spiel schließt *und* vorwegnimmt.

Hier jetzt: die Wiederholung.

In der Wiederholung prägt sich die Regel aus, die Wiederholung ist das Wesen der Regel, der Beweis ihrer Kraft.

Ohne Wiederholung gibt es kein Spiel, das ist seine Regel. Auch das Fort-Da Spiel wiederholt, zuerst einmal sich selbst. In der, wie Freud mehrfach betont, „unerbittlichen“¹¹ Reproduktion seiner Züge nimmt es Gestalt an. Was sich nicht wiederholt, hat keine Gestalt, keinen Umriss, keine Kontur. Doch bleibt das oberflächlich – sich selbst wiederholt das Fort-Da Spiel nur aufgrund einer Wiederholung, von der es, wenn man so sagen kann, wiederholt wird. Das, worauf es hinausläuft, sein unmögliches, chiasmatisches Ergebnis, ist schon gewesen, verborgen im zögernden Schritt seines ersten Zugs. Also ist die Bemerkung, daß ein Spiel ‚sich selbst‘ wiederhole, nicht nur oberflächlich, sondern falsch: sobald das Ende eines Spiels, seine vielleicht ideelle, doch wahrnehmbare ‚komplette‘ Gestalt vor seinen Anfang zurückfällt, gilt die Reproduktion gar nicht dem Spiel, gilt sie seiner Bedingung, der Verzweigung des Raums. Die Verzweigung ist das Objekt der Wiederholung, an ihr arbeitet sie sich ab, der Chiasmus des Spiels, seine Unmöglichkeit reinszeniert die Aufspreizung, in der es begann, repräsentiert sie. Nur innerhalb dieses Spannungsbogens kann es eine Gestalt des Spieles selber geben: der Weg zwischen zwei Unmöglichkeiten, zwei Verzweigungen, die Wiederholung ohne Objekt, die reine Reproduktion.

Deshalb wird die Wiederholung ‚unerbittlich‘ wiederholt. In ihrer Raserei, ihrem Exzess artikulieren sich die dunkle Ahnung, aber auch das Versprechen, die unerfüllbare Hoffnung, als Iteration zu *sein*.

Für Freud hat die Wiederholung eine psychische **Bindung** freier Energie zum Ziel, freie Energie des Traumas, die einen Organismus überflutet und zu blockieren droht. So erklärt sich jenes merkwürdige Beharren auf unlustvollen Ereignissen, die zwanghafte Reproduktion eines Albtraums, eines Schocks oder auch das Fort im Spiel: die Reizbewältigung wird nachgeholt. Obwohl „zum Teil ohne Rücksicht“¹² auf das Lustprinzip, bildet die Wiederholung keinen Gegensatz zu ihm, setzen beide Spannungen herab und nivellieren die Erregung. Mit anderen Worten, das Lustprinzip ist ein Regler, der den Organismus vor zu großen Spannungen bewahrt, und die Wiederholung seine Funktionswahl bei starker Störung. Diesen Punkt, an dem Entspannung und Lust zusammentreffen, hat das Fort-Da Spiel im freudigen ‚Da‘ skizziert, mit dem sein zweiter Zug das Erscheinen des Gegenstands belegt. Mit Freud ist das topisch zu lesen: Spannung als Distanz, Entspannung als Überwindung der Kluft. Mit Freud ist das **aber auch** thermodynamisch zu lesen: als Erfüllung einer Tendenz „den seelischen Apparat überhaupt erregungslos zu machen oder den Betrag der Erregung in ihm konstant oder möglichst niedrig zu erhalten“¹³. Statt aufklaffender, ungleichgewichtiger Energieverteilung, frei vagabundierender, unvorhersehbarer Reizmuster – die gleichverteilte Energie, die Entropie. Das ist der Regler, dem keine Störung entkommt, das Lustprinzip als Todestrieb. In einem Satz: das ist das Ergebnis. Heute, morgen oder in tausend Jahren – Abschluß und Ende, komplettes Spiel. Auch Fort-Da war ein vollständiges Spiel, seine Lust aber, Indikator des Zugs und ideller Übergriff zweier Züge, chiastisch verteilt: was sich hier schloß, brach als Anfang auf, was hier begann, ist schon zu Ende.

So belebt man tote, marode Systeme. In ihrer stummen Gleichmäßigkeit, der skellettierten Ruhe schierer Ordnung hat sich der Unterschied verloren, sich alles allem angeglichen. Nur ein Zustand ist möglich, was ihn bildet, zusammensetzt und trägt, ist egal. Oder anders: ohne Belang nur, weil nicht erkennbar. Die Entropie ist auch ein Maß der Unwissenheit. Unser Wissen setzt auf Vorhersehbarkeit, auf die kleine Ahnung, die weiß, was kommt, kommen könnte. Vorhersehen lassen sich nur wahrscheinliche Zustände und der wahrscheinlichste aller Zustände wird so unwahrscheinlich, so unmöglich wie ein Schock: in der Entropie herrscht die Gleichverteilung des Zustands, die Nivellierung der Distanz, gleiche Wahrscheinlichkeit für jedes Ereignis. Das Unwahrscheinliche wird wahrscheinlich und gleicht sich dem Möglichen an: ob Sonne oder Mond, Trabant, Satellit oder Komet – überall eine Temperatur, eine Verteilung. Die Voraussagbarkeit endet, die Möglichkeiten sind zu groß. Also bildet die Entropie einen verzweigten Raum, ist sie, übers Fort-Da Spiel betrachtet, nicht das Ende, sondern die Wiederholung eines Beginns. Jede Verzweigung erhöht die Möglich-

keiten eines Raums, macht ihn unwahrscheinlicher, entzieht ihn der Vorhersagbarkeit, weil ihr Maximum entropisch war, bevor die Arbeit des Lustprinzips als Entropisierung, Abgleichung der Spannungen begann. Der furiosen Rotation der Plätze ist nicht zu entkommen, die Nachträglichkeit scheint universell. Umgekehrt wird auch der Begriff des Endes ambivalent: in ihm herrscht die Vielfalt, mit der die Dinge begannen, nur in anderer Gestalt.

Das ist eine Art kosmische Variante der Verzweigung als Regel: die Entropie als höchstmögliche Unordnung wird auf ordentlichen Wegen erzeugt, ist geregelt. Der Regler aber, der das zu produzieren weiß, wird so paradox wie sein Ergebnis sein: er erzeugt Unwissen, löscht in der Inszenierung einer absoluten Wahrscheinlichkeit jede noch so kleine Vorhersagbarkeit aus. Wie Feinstruktur und äußere, grobe Gestalt sind die Strukturen der Entropie, die Funktionen des Todestriebs entgegengesetzt. Daß beide erscheinen, die Zeit beschließen, als schwarzes Maul jeden Strom, jedes Fließen, das Leben verschlingen ist sicher, ist die Regel. Daß sie selbst wieder als Tosen und Rauschen, als summender Schrei, als unentwirrbarer Tumult, als Unordnung, als höchst regellos gebildet und also gar nicht gebildet erscheinen, zeigt das Wirken der Verzweigung in ihnen an. Es gibt kein Ende, es gibt keinen Beginn, es gibt nur die Wege dazwischen.

Diese Vermischung von Unvorhersagbarkeit und gleichverteilter Möglichkeit, die Entropie und Negentropie, Schluß und Anfang ineinanderdreht, hat Lacan erkannt als er den Trieb, der die Wege zwischen Anfang und Ende besorgt, einer surrealistischen Montage verglich.¹⁴ Deren Glieder sind unprognostizierbar, weil sie einen Raum bevölkern, in dem nichts wahrscheinlich, das heißt alles möglich und das Wirkliche deswegen unmöglich ist.

Aber auch Freud ahnte diesen Taumel, die unausgesetzte Verkehrung: nur vier Jahre später gibt er das Konzept vom Lustprinzip als Todestrieb auf, trennt also das Ende von der Entropie, erweckt beide zum Leben. Nicht länger wird die Erregung entspannt, herabgesetzt und nivelliert – in der Vorstellung eines sich nur als neuer Anfang bildenden Abschlusses, dieser „Modifikation“ des Lustprinzips, die es von seiner linearen Todesvalenz abbringt, „kann nur der Lebenstrieb, die Libido, sein, der sich in solcher Weise seinen Anteil an der Regulierung der Lebensvorgänge neben dem Todestrieb erzwungen hat“.¹⁵

Vielleicht wird deshalb die Regel in der Wiederholung deutlicher als durch sich selbst dargestellt: was sich wiederholt scheint düster und trist, nur der Abklatsch oder Vergangenheit zu sein. Reproduktion, das ist der tödliche Hauch einer Langeweile, die sich gleichförmig fortschleppt. Eine Wiederholung, die verzweigt ist, zerbricht

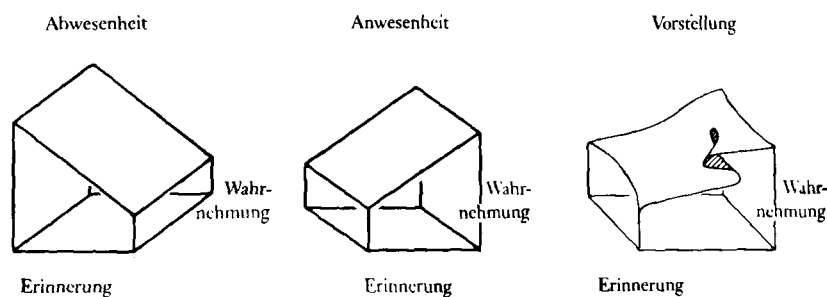
dieses Grau und setzt Farbtupfer auf. Was hier den Punkt markiert, an dem etwas noch einmal beginnt, hat den neuen Kreislauf zugleich auch verschoben, hat ihn abgelenkt und in neue, unbekannte Länder geleitet. Die Wiederholung als Verzweigung, die Wiederholung als Regel stülpt die Vorzeichen um, macht den Abschluß so leer wie ein unbeschriebenes Blatt, nutzt die sich reproduzierenden Zirkel nicht ab, sondern verjüngt sie. Die Verzweigung, das ist eine immer neue, stets verführerische Erotik. Nicht umsonst tauchen Körper und Geschlecht in der Analyse auf.

Neben der Bindung freier Energie kommt der Wiederholung eine weitere Funktion zu: sie sucht ein verlorenes Objekt, versucht, es wieder zu holen. Auch dabei gehorcht sie dem Lustprinzip. Der augenblicklich fehlende Gegenstand befriedigt einst, bildet den Widerpart eines Bedürfnisses, das ohne ihn Unlust, Spannung, einen Reiz erzeugt. Gelingt die Wiederholung als Wiederherstellung der das Bedürfnis befriedigenden Situation, wird diese Spannung des leerlaufenden, keine Abfuhr erreichenden Wunsches beseitigt, befriedigt. Also sind die zwei Funktionen der Wiederholung trotz ihrer gemeinsamen Haftung am Lustprinzip entgegengesetzt: die eine besorgt die Aufhebung eines unerwünschten, die andere die Herbeiführung eines erwünschten Objekts. Einmal stört die Anwesenheit, dann die Abwesenheit. Das ist kein Paradox, das ist nur konsequent: in der Wiederholung prägt sich die Regel aus, in der Wiederholung nimmt ihre erzeugende Kraft zeitliche, räumliche Gestalt an. Die Regel aber ist verzweigt, ist die Verzweigung. Indem Freud den Widerspruch der Wiederholung produziert, drückt er die Verwerfung aus, die sich unaufhörlich, unablässig in ihr wiederholt.

An der Wiederholung eines verlorenen Objekts sind zwei Systeme beteiligt: Wahrnehmung und Erinnerung.¹⁶ Zusammen bilden sie die Vorstellung dessen, was fehlt. Die Wahrnehmung liefert die Voraussetzung dafür, daß es Vorstellungen geben kann, versagt jedoch bei Abwesenheit des Gegenstands, die nur durch die Erinnerung, die auch das nicht vorhandene Objekt abzubilden weiß, erfaßt wird. Ohne Erinnerung kann es für das System Wahrnehmung keine Abwesenheit geben, wobei auch die Umkehrung des Satzes gilt: Anwesenheit ist für das System Erinnerung nur als Wahrnehmung möglich. Ohne sie bleibt es blind und sieht nichts.

Die Kopplung beider Systeme scheint notwendig, selbstverständlich ist sie nicht. Obwohl sie sich brauchen, schließen sie sich aus. Die Wahrnehmung nimmt unablässig auf; was sie behält, blockiert ihre Funktion. Also vergißt sie das, was sie sieht¹⁷: „damit etwas in die Erinnerung eingeht, muß es zuerst in der Wahrnehmung gelöscht sein, und umgekehrt“.¹⁸ Zwischen Wahrnehmen und Erinnern liegt ein Schnitt, ein Sprung, der durch die Annahme Freuds, das Wahrgenommene sei bewußt, der Erin-

nerungsrest hingegen unbewußt, noch vertieft wird: „Bewußtwerden und Hinterlassung einer Gedächtnisspur (sind) für dasselbe System miteinander unverträglich“.¹⁹ Trotzdem fließt beides in der Vorstellung vom verlorenen Objekt zusammen, wird als paradoxe Dopplung zum erneut verzweigten Gegenstand der Wiederholung. Energiebindung und Wunscherfüllung als ihre beiden gegensätzlichen Erscheinungsweisen fallen in keinem Punkt, sondern in der Auffächerung aller Punkte zusammen: selbst verzweigt, gilt jeder Zweig der Wiederholung einer Verzweigung.



Das Zusammenspiel von Erinnerung und Wahrnehmung verhält sich zur Vorstellung wie die Züge des Fort-Da Spiels zu seiner kompletten Gestalt. In beiden Fällen konstruiert Freud eine unmögliche Kontamination, indem er widersprüchliche Systeme wie Bausteine ineinanderschiebt. Selbst wenn man den additiven Standpunkt verläßt, Spiel und Vorstellung nicht länger als Kombination betrachtet, bleiben sie vergleichbar: das Da nimmt man wahr und das Fort wird, manchmal unter Schwierigkeiten, erinnert. Natürlich gibt es Unterschiede, der vielleicht entscheidende bezieht sich auf das verlorene Objekt, den Gegenstand der Wiederholung. Während die Vorstellung auf eine Realität zielt, wird der verlorene Gegenstand im Spiel repräsentiert, die Vorstellung zur Vorstellungsrepräsentanz ausgeweitet. Die Spule und das Spielzeug sind in ihrem Verschwinden und Erscheinen übercodiert, stellen, im ursprünglichen Wortsinn, etwas dar. Was sie darstellen, ist nicht vorhanden, damit ihr Spiel in Funktion kommt, anfängt, muß der Gegenstand, den sie wiederholen, um den sie sich drehen, zirkulieren, den sie beschwören und beherrschen sollen – abwesend sein. Die Repräsentation des Fort-Da Spiels hat keinen Gegenstand, sie hat eine Vorstellung zum Objekt. Vorstellungen wiederholen, Repräsentationen wiederholen. Also wiederholt der verschwundene Gegenstand des Spiels eine Wiederholung, eine Wiederholung als verlorenes Objekt.

Im freudigen Da wird ein Ersatz begrüßt, etwas, das das, was fehlt, nur bezeichnet, nicht ist. So werden Wiederholungen fündig: sie finden kein Objekt, sie finden sich selbst. Natürlich ist das über die, wenn man so will, ‚sekundäre‘ Wiederholung des Fort-Da Spiels erschlossen, sein Glück beim Auftauchen der Repräsentanz. Freud selbst hat den Zirkel sich reproduzierender Reproduktionen, abbildender Abbildungen ausgedehnt als er die Vorstellung überprüfen ließ, ob das, was wiederholt werden soll, noch existiert. Dabei geht es nicht um ein „dem Vorgestellten entsprechendes Objekt in der realen Wahrnehmung“²⁰, nicht um einen bestimmten Gegenstand, sondern um die Reinkarnation, die Repräsentation, die Wiederholung des Gesuchten, des Verlorenen in irgendeinem Objekt. Es mag schön sein oder gut, häßlich, blond, schwarz oder stumm – all das ist egal, eine Art Höhle muß es sein, bergende Stätte einer Abwesenheit, sie lebt in ihm, schimmert unter der dünnen Gazehaut des Objekts, beult es aus und schützt sich in ihm, mit ihm. Deswegen befriedigt im Fort-Da Spiel eine Repräsentanz: auch der Wiederholung, die von ihm wiederholt wird, der Vorstellung, geht es um das Reale als Repräsentation.

Das ist die Freudsche Unschärferelation: was wirklich ist, ist stets doppelt, grundsätzlich mehrfach, manchmal bis zum Platzen gefüllt – was wirklich ist, ist verzweigt und, nach einem Wort Lacans, „unmöglich“.²¹

Soweit zur Verzweigung als Bedingung der Störung, soweit zur Verzweigung als Organisationsprinzip. Von ihr gehen Räume aus, die übertoll sind, in denen man querfeldein gehen kann und hinter allen Erscheinungen noch andere, tiefere, dunklere, aber auch leuchtende, gleißende Gesichter entdeckt. Ordnung und Unordnung, Gestalt und Trubel – all das wird in einer Verzweigung geboren, die Verzweigung hält Unschärfe und Regelhaftigkeit wie Feuer und Wasser aneinander, um aus den zischenden Dämpfen ein Leben zu zeugen, das sich unablässig verzehrt, wie Lava ins Meer stürzt, erstarrt, dann aufsteigt, Wolke wird, feiner Schleier, sich wieder verdichtet, neue Gestalt findet, niederprasselt, sich teilt, vervielfältigt, verzweigt, dann zum Fluß vereint breit weiterströmt und irgendwann erneut die Glut aufnimmt, die es wieder emporjagt, weit aufwärts, ein Kreis, ein Zirkel, ein lebendes System.

Fragen wir uns jetzt, was dahintersteht, was diesen, wenn man so will, geordneten Taumel, diese rätselhafte Selbstorganisation ermöglicht hat, fragen wir danach, was hinter der Verzweigung und deren Zeugungskraft steht, diesem Feuer an den Rändern der See, dieser Flut, dieser Glut, dieser Raserei unablässiger Veränderung, die den Tod und die Geburt zusammenschiebt, Ende und Anfang kontaminieren läßt, Ordnung und Unordnung, Ruhe und Aufbruch, Stille und Lärm.

In Anlehnung an eine Lacansche Definition repräsentiert der Repräsentant ein Subjekt für einen anderen Repräsentanten. Was dabei ausfällt, ist das **Repräsentat**. Da die Repräsentation in jeder beliebigen Spielart des Verweises lesbar ist, könnte man meinen, daß das Repräsentat für die Bedeutung steht. Das ist nicht der Fall. Das Repräsentat betrifft den Träger einer Verweisung, den zufälligen Körper, über den die Bezeichnung, die Repräsentation erscheint. Das Verhältnis von Repräsentation und Repräsentat entspricht eher dem von Bezeichnung und Zeichen als dem zwischen Zeichen und Bezeichnetem. Was also im Repräsentationszyklus ausfällt, ist der Gegenstand als Gegenstand bzw. das Subjekt als Subjekt. Etwas wird repräsentiert, jede Auszeichnung der repräsentierenden Instanz, des Repräsentats, stört.

Das Reale als Repräsentation kann ein Subjekt repräsentieren, weil es verzweigt ist, verzweigt in Oberfläche (Repräsentat) und Verweis (Repräsentant). Es ist nicht schwer, in der Vorstellung jenen anderen Repräsentanten auszumachen, für den es das Subjekt repräsentiert: vorstellend wird bezeichnet, was abwesend ist, vorstellend wird der Repräsentationscharakter der Objekte überprüft, wie das **so** entdeckte doppelte Reale ist die Vorstellung in Wahrnehmung und Erinnerung verzweigt. Dabei handelt es sich um Verzweigungen, die ihre Glieder nicht opponieren, sondern korrelieren: die Wahrnehmung bezieht sich auf die Oberfläche eines Gegenstands, auf, wenn man so will, ihn selbst, das Repräsentat. Die Verweisung des Objekts, sein Entstehen, seine Repräsentation kann die Erinnerung erschließen. Entsprechend hat Freud die Topik seines metapsychologischen Systems auf diese von der Horizontalen in die Vertikale übergegangene Verzweigung verteilt: die **Erinnerung** ist unbewußt, die Wahrnehmung bewußt – nicht der Gegenstand, das Repräsentat verfällt der Verdrängung, sondern die Repräsentanz, sein Verweis.

Im Unbewußten bzw. der es nicht erschöpfenden, doch ihm korrelativen Verdrängung ist die Mehrdimensionalität der Verzweigung zurückgeschaltet. Das Zeichen verschwindet, das, was die Verzweigung sprechen ließ, sie selbst. Sobald das Unbewußte auftritt, wird „die Wortvorstellung abgespalten“.²² Zurückschaltung und Abspaltung beziehen sich auf eine Vergangenheit, die mehr war und mehr bleibt, die kein Ursprungsmechanismus subsumieren kann. Auch das Unbewußte leitet sich aus der Verzweigung ab, ist, zeitlich gesehen, nachträglich, topologisch ein Teil. *Vor* dem Unbewußten, *vor* der Verdrängung gibt es einen Repräsentanten, der das Subjekt und das Reale verwirft, welt, uneben hält, gibt es die Bifurkation.

Freud hat den Vorrang der Verzweigung da erörtert, wo sie untergeht, da, wo sich durch Abspaltung ein minder vielschichtiges Gebilde an ihre Stelle setzt, am Ort der Abspaltung selbst, am abgespaltenen Term, am Wort. Wie eine Narbe bleibt ihm ein-

geschrieben, wovon man es riß, wie einer Narbe folgt man in ihm der Verzweigung, für die es stand, die es sprechen ließ, die es als Sprechen ausgab und bestimmte.

Die metapsychologische Trennung von Bewußtsein und Unbewußtem hat sich Freud zuerst als „verschiedene Niederschriften desselben Inhalts an verschiedenen Orten“²³ vorgestellt, als mehrfach inskribierten Raum. Damit zwei Bewußtseinsformen möglich sind, muß eine Vorstellung „gleichzeitig an zwei Stellen ... vorhanden sein“.²⁴ Das ist ängstlich formuliert und verfehlt das intensive Schwanken, mit dem Freuds Stil auf die Verzweigung reagiert, weil es die Unmöglichkeit des Raums verfehlt. Unmöglich ist ein Raum, wenn er an einer Stelle viele Niederschriften trägt, jeder Ort von Niederschriften überfüllt ist, eine Niederschrift an vielen Stellen und der Raum wird arm. Natürlich ist es nicht dabei geblieben, und man kann vermuten, daß Freud die Verteilung einer Vorstellung auf zwei Orte nur erdachte, um sie zu verwerfen. Nicht weil sie falsch ist, sondern weil sie als ‚ersetzte‘ sinnvoll wird. Also darf man Ersatz nicht als Verwerfung oder Abtun lesen, sobald die Antwort auf die Frage nach der Trennung von *bw* und *ubw* in einer Größe zusammengefaßt wird, werden in ihr die zwei Stellen, die verschiedenen Orte des Raumes zusammenfallen, sich ineinanderschieben, wird sie zum verworfenen, doppelten, geschichteten Raum.

An die Stelle der topischen Aufspreizung der Verteilung einer Niederschrift auf zwei Orte tritt das Wort. Die Wortvorstellung, so lautet Freuds neue, Freuds letzte Antwort, unterscheidet die metapsychologischen Systeme. In der Wortvorstellung wird ein armseliges Reales wieder intensiv.

Das Wort teilt die Instanzen der Freudschen Topik auf, vom Wort aus bildet sich der Unterschied, der das Unbewußte vom Bewußtsein trennt. Die Abspaltung des Worts als Freudsche Kennzeichnung des Unbewußten stimmt mit seiner Definition bei Lacan überein: ‚wie eine Sprache‘ bleibt das Unbewußte noch in der Abwesenheit des Worts gebildet, weil es die Wirkungen des Worts sind, die es bilden.

Dazu paßt, daß kein System der Metapsychologie ohne Worte ist. Wortvorstellungen „waren einmal Wahrnehmungen“ und wie Wahrnehmungen bewußt. Erstes System. „Wortvorstellungen sind Erinnerungsreste“ und wie Erinnerungen unbewußt. Zweites System. „Wie alle Erinnerungsreste wieder bewußt werden können“²⁵, wird das unbewußte, das abgespaltene Wort bewußt. Erstes und zweites System.

Das ist keine Statistik der Allgegenwart, ist überhaupt keine Statik. Die Gleichverteilung des Worts – und damit ist die thermodynamische Herkunft der Begriffs unterlaufen – bildet die Grundlage dafür, daß die Systeme, in die sich das Wort teilt, verändern. „Durch die Vermittlung der Wortvorstellungen werden die inneren Denkvorgänge zu Wahrnehmungen gemacht“²⁶, wird das Unbewußte bewußt. Hier also das

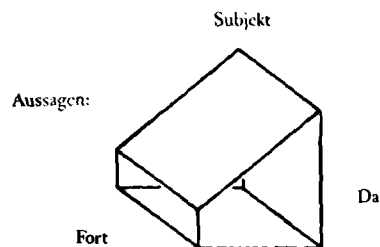
Geheimnis der Gleichverteilung des Worts: zwischen dem, was verändert und dem, was verändert wird, liegt keine Differenz. Als Erinnerungsrest war das Wort unbe-
wußt, mit der Hinzufügung des Worts wird die Erinnerung bewußt. Wie Zähler gegen
Nenner können die Duplikate gekürzt werden und die Gleichung lautet: durch Hinzufü-
gung des Worts zum Wort wird das Wort bewußt. Anders formuliert: das Wort
macht sich bewußt. Vielleicht liegt hier die Erklärung dafür, daß der Repräsentant ein
Subjekt für einen anderen Repräsentanten repräsentiert. Im Zyklus der Repräsentanz
manifestiert sich die Selbstreferentialität des Worts. Das hat nichts mit Idealismus zu
tun, im Gegenteil. Der Selbstbezug des Wortes löscht den konstitutiven Zug des Sub-
jekts aus und begründet das, was man seine Aphanisis nennt.

Es gibt ein Fort-Da Spiel, das allen anderen Spielen vorangeht, das Sprechen des
Subjekts. Seine beiden Züge können als Aussage und Aussagen eingetragen werden.
Fort und Da heißt hier Sprechen und In-der-Sprache-sein.

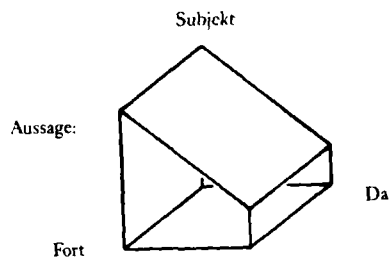
„Ich spiele“ bezeichnet als Aussage das, was geschieht, als Aussagen den, der spricht.
Anwesenheit und Abwesenheit richten sich auf das Objekt des Spiels; daß beim Spre-
chen der Sprecher diesen Platz einnimmt, verdeutlicht seine Position. Er ist nicht der,
der das Geschehen im Griff hat, das Sprechen spielt mit ihm.

Natürlich soll die Aussage „Ich spiele“ etwas über den aussagen, der spielt, was auch
geschieht. Doch nur auf Kosten einer winzigen Verschiebung, einer haarfeinen Kluft:
es ist eine Art Rückkehr nötig, damit das, was den Spieler als Spielenden qualifiziert,
den trifft, der es sagt.

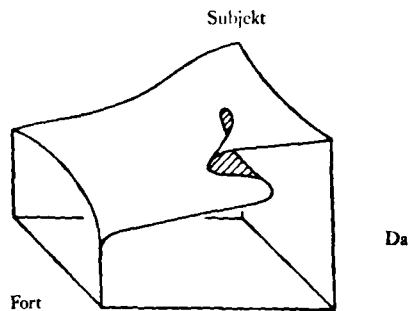
Also ist das Subjekt als Sprecher geteilt: seine Sendung kein unmittelbarer Emp-
fang. Der Spieler und der, der sagt, daß er spielt, sind versetzt. Das sind die Züge der
Sprache, einzeln können sie niemand verwirren. Der Aussagende spricht und ist
anwesend,



seine Aussage bezeichnet ihn, doch selbst wenn er sagt, daß er spricht, bleibt er als
Sprecher verschwunden.

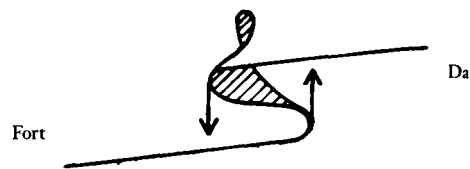


„Ich spiele, ich spreche“ – stets hat sich zwischen den, der sich meint und seine Aussage ein Intervall geschoben, das die Selbstreferenz des Sprechenden aufschiebt und skandiert: die Sprache, das Wort. Das ist die Synthese der Züge, und sie ist verzweigt. Anwesend als Aussage heißt abwesend als Sprecher, daß man spricht, impliziert die Absenz dessen, was man spricht.



Das ist zwar zirkulär, doch nicht reziprok zu verstehen: es gibt ein Scheitern im Kreisgang der Sprache. In der Aussage sein Aussagen bezeichnend, erfährt sich der Sprecher zum Zeichen verschoben. Hier also der Zyklus der Repräsentanz: repräsentiert wird das Subjekt für einen Repräsentanten, nicht für sich selbst. Die Aussage findet nicht zum Aussagen zurück, bleibt gesperrt, unzugänglich und fern. In der Sprache kann man sich verlieren.

Die Sprünge des verzweigten Raums sind ungleichmäßig verteilt. Vom Da des Ausagens in die Abwesenheit der Aussage fortgerissen zu werden, geschieht jedem, der spricht. Aus den Zeichen, ihrem Fort kann der Sprung in die Anwesenheit des Subjekts nur trügerisch sein.



Deswegen wurde das *Da eines Fort* als Verkennung gelesen, als Versuch, den Wirkungen des Sprechens zu entgehen.^{26a} In der vom Sprechen aufgerissenen Kluft geht das *Da eines Fort* aus der Aussage zum Aussagenden zurück, von der Sprache zum Sprecher, vom Zeichen zum Bezeichneten. Wurde **jedoch** die Lust im Fort-Da Spiel gleichmäßig von An- und Abwesenheit skandiert, fällt bei der Markierung des Subjekts durch die Sprache seine Anwesenheit aus. Es ist das Wort, das in der Aussage den Sprechenden von dem trennt, was er sagt und es ist das Wort, das ihn trotzdem bezeichnet. ‚Ich spiele, ich spreche‘ findet zu mir nur als Signifikation zurück, selbstreferent wird der Sprecher als Wort. Nur wenn die Funktion des Subjekts, das Aussagen, schon eine Aussage, eine Funktion des Zeichens gewesen ist – können wir uns in der Sprache begegnen.

Das ist die Verzweigung des Sprechers, die sich erneut als Nachträglichkeit schreibt: das, was er ist, konstituiert sich in dem, was er sagt; was er sagt, zeigt, daß das, was er ist, ein Wort, ein Satz war – sonst ist er verloren. Als Aussage schiebt sich das Wort vor das Aussagen, als Aussage hat es den Aussagenden seit dem Augenblick, da er spricht, überholt und verdoppelt. Zeichen und Bezeichnetes, abwesend im Gesprochenen und anwesend im Sprechen – so lautet die grundlegende Teilung, die grundlegende Verzweigung des Subjekts.

Weil eine Größe ausreicht, um diese Teilung, Spaltung, Verwerfung zu erzeugen, ist das Verhältnis von Fort und Da beim Sprechen, bei Aussage und Aussagen nicht reziprok, ist nur ein Sprung in der Kluft wahr: das *Fort eines Da*. Als *Fort eines Da* schreibt sich die Wirkung des Signifikanten in den Sprechenden ein, als Fort seines Da wird der Signifikant, das Zeichen, das Wort die Teilung, die Verzweigung des Sprechenden sein.

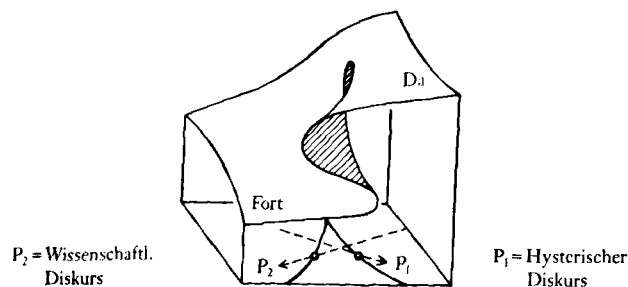
Also ist der Signifikant selbst nicht verzweigt, sondern das, was verzweigt. Der Signifikant ist die Ursache der unmöglichen, der doppelten, der in mehreren Möglichkeiten schillernden, der traumatischen Größen.

Der Signifikant ist der Verzweigungsfaktor.

Indem er die Konformität des Raumes vernichtet, bewirkt der Signifikant als Verzweigungsfaktor eine Landschaft, die Abgründe, ein jähes Anwachsen, Lücken, Fal-

ten und Verwerfungen besitzt. Statt der gleichförmigen Ruhe abstrakter Räume hier jetzt das pochende, pulsierende Leben einer konkreten, ausgestalteten Realität. Das ist eine Grundlage, die man bereisen, begehen kann, ohne vor Langeweile zu sterben. Im Zentrum von den Vermischungen der doppelten Codierung beherrscht, ragen an ihren Rändern die steilen Klippen unterschiedlicher Sprünge: vom Da zum Fort und vom Fort zum Da. Vielleicht ist es möglich, noch mehr Abgründe auszumachen, die Vielfalt der vom Signifikanten gebildeten Landschaft zu steigern. Zwei Wege, zwei Pfade werden elementar sein, die grundlegende Topik des vom Verzweigungsfaktor bestimmten Orts.

Als Projektion der Kluft, der Verzweigung auf die Fläche ist dieser Raum von spitzförmiger Gestalt (cusp), vom Nullpunkt des Begehrens ausgehend in die steiler und geborstener werdende Verwerfung ausgeföhrt. Im Innern der Spitze wechseln die unterschiedlichen Legierungen ab: Mischungen des doppelt besetzten Raums, des verzweigten, des signifikanten Raums, der die Sprünge, die Entscheidungen, die sichtbaren Verhaltensweisen an seinen Rändern ermöglicht, wir werden sagen – die Diskurse.



Beginnen wir links, dort, wo man die Übercodierung durchquerend jene Klippe erreicht, an der man von der Ab- in die Anwesenheit springt, vom Fort ins Da, an der man die Vergegenwärtigung des Entzugs versucht. So verräumlicht sich ein Diskurs, den man den hysterischen nennt, der Sprung aus der Verwerfungsspitze in die Anwesenheit, aus dem Wirkfeld des Signifikanten ins Da zeichnet seinen Weg ein, die Weise, in der der hysterische Diskurs die vom Verzweigungsfaktor zerklüftete Landschaft durchläuft. Lacan hat gesagt, daß dies der Weg Freuds war, als er begann, als er die Reden, die Worte seiner ersten Patientin verfolgte und nur kurz, ganz kurz jenes Fort aufblitzen sah, das danach sein Bemühen bestimmte, die Abwesenheit des Worts.²⁷ Wer die Karte liest, die vom Verzweigungsfaktor in den Raum geätzt, durch die Zusammenschiebung des

Raums, seine Falte erzeugt wird, versteht diesen Blitz: im hysterischen Diskurs, im Diskurs, der vom Fort ins Da springt, soll die Abwesenheit Anwesenheit sein, existieren. Also bleibt vom Entzug nur ein ausgewischtes Vergessen, eine heimliche Spur.

Anders der zweite elementare Weg in der verworfenen Landschaft: er beginnt in der Anwesenheit und stürzt ins Fort, erkennt im Fort die treibende Kraft der Verzweigung. Diese Klippe versucht nicht, die Abwesenheit zur Anwesenheit zu verdichten, keine Komprimierung des Fort, sie stellt sie dar, kostet sie aus, trägt sie ein und verfolgt ihre Wirkung. Lacan hat so den wissenschaftlichen Diskurs definiert: ein Verhältnis zur Abwesenheit finden, sie nicht verleugnen, vergessen, sondern annehmen, ausleben. Das geschieht psychoanalytisch gesehen in der Übertragung, jener seltsam flüchtigen Spannung, die dem hysterischen Diskurs so sehr gleicht und doch seine Umkehrung ist. Statt das Fort zu reifizieren, als Dasein gerinnen zu lassen, führt die Übertragung eine Abwesenheit auf, wobei der Analytiker als Wissenschaftler über ihr Fort, ihre Ferne wacht. Nie zu sein, das ist die Funktion der Heilung in der psychoanalytischen Kur, abwesend zu bleiben und gerade dadurch zu wirken.

Neben diesen Wegen, ja Wanderungen im konkret gewordenen Raum klärt die Verzweigung über die schockartige Wirkung beider Schrittrichtungen auf: sie sind überlappt, sind übercodiert und vermischt, sind zu Schichten verdichtet – deswegen ist ein kontinuierlicher Pfad nicht mehr möglich. Ob vom Fort zum Da oder vom Da ins Fort, der Weg wird ruckartig und plötzlich sein, der Rand der Vermischungsspitze ist immer ein Abgrund.

Therapie oder Trauma.

Daraus folgt, daß sich der Signifikant als Verzweigungsfaktor nicht auf ideelle Räume beschränkt, daß er real ist. Und die topologische Einschreibung, die topologische Materialisierung des Signifikanten war nur ein Anfang, sie weitet sich aus, verzweigt, wuchert, greift um sich, greift über das Subjekt, das sie als Aussage skandiert und verwirft, das sie teilt, plurifiziert und schichtet in die Objekte. Nein, angesichts des Signifikanten als Verzweigungsfaktor gilt die alte Trennung von Subjekt und Objekt nicht mehr, sind beide nicht länger Inseln, die unüberbrückbare Ströme zerreißen. Von nun an gibt es die Furt und die Passage: angesichts des Signifikanten als Verzweigungsfaktor werden Idealität und Realität zum vernetzten System.

Das heißt nicht, daß alles spricht, die Welt ein Buch oder noch schlimmer, ein Roman sei, auch kein Murmeln und Stammeln, trotz DNS, Bio-Code und Atomfrequenz kein Diskursgeflecht. Nicht der Signifikant als Wort oder Rede vernetzt die Wissenschaften und ihren Gegenstand, sondern der Signifikant als das, was ihre Verzweigung erzeugt, ihre Grundlosigkeit. Denn das wird als Signum der Signifikantenwir-

kung universell: gesprochen werden, statt sprechen, ausgesagt sein, nicht aussagen. Gerade in der Universalität einer, wenn man will, synenergetischen Berührung verschiedenster Felder, Subjekt und Objekt, Bewußtsein, Kristall, Blüte und Wolke, geht das intentionale Begreifen verloren: zermalmt in der Kluft, im Widerspruch der prinzipiellen, grundlegenden Übercodierung zerrieben. Nichts ist, was nicht anders sein könnte, ja zugleich anders ist. An den Rändern der Kluft laufen stets mehrere Programme ab, die einander umkehren. Und das Wahre trennt vom Falschen keine Anwesenheit mehr, keine Existenz, die bezeugt und als Zeuge herhält. Wahr ist das, was nicht anwesend ist, wahr ist das, was fehlt. Wahr ist der Rand, der die Anwesenheit ins Nichts, in die Abwesenheit stürzt: die Abwesenheit des Subjekts und die des Objekts. So lautet die Isomorphie.

Zur Vorstellung eines Körpers gehört seine Abgeschlossenheit. Er muß einen Rand haben, damit es ihn gibt. Das Objekt selbst ist eine abgeschlossene Menge, die sich in ihren Grenzen bewahrt. Wie hinter einer Mauer herrscht im Innern einer umrandeten Fläche, eines umrandeten Volumens die Ruhe einer unangreifbaren Kontinuität. Jeder Punkt des sicheren Raums besitzt eine Umgebung, die ihn wiederholt, die ihm zumindest ähnlich sieht. Noch sprechen wir nahe am Zentrum, noch sprechen wir nicht von der Gestalt. Sie wird nicht von innen, sondern von außen definiert, nicht von der Mitte, sondern vom Rand. Also in einer Umgebung, die alles andere als sicher ist, zutiefst gefährdet, unsteig, diskontinuierlich, ein Bruch. Ja, die Konvergenz eines Körpers, seine fixe Form, sein Ausharren und Bleiben ist an einen Rand geknüpft, geht von einem Rand aus, an dem jeder Schritt fehlgehen kann. Den Rand muß man als Menge definieren, bei der die Umgebung jedes Punktes völlig von ihm verschieden sein kann. Der Rand ist Abgrund und jähes Aufhören – dadurch wird er sichtbarer Umriß einer Gestalt. Würde er sich kontinuierlich in seine Umgebung verlängern, sähe man nichts, nur ein Schimmern, blasses Strahlen. Also leitet sich der Körper als kontinuierliche Größe aus der Diskontinuität eines Bruchs ab: einer Katastrophe. Die Katastrophe ist das, was ein Objekt als geschlossene Menge bestimmt²⁸, ist das, was den Gegenstand konstituiert. Katastrophe heißt Rand, Rand heißt sichtbarer Umriß als jähes Ende der Kontinuität.

Im Rand eines Körpers begegnet sich sein Innen und Außen, berühren sich zwei Mengen, die völlig verschieden sind. Was sich bis zur Identität gleicht, taugt nicht zur Grenze, kann nichts schützend umschließen, dazu braucht man ein Außen, das anders ist, fremd, ohne Vergleich. Hier die Vermischung des Rands, aus der ein Körper entsteht, den man sieht, den es gibt.

Außen und Innen ineinandergepreßt, der reine Unterschied als messerscharfer Strich, eine hauchdünne, doppelte Belegung des Raums. Eine Verzweigung. Es gibt

beim Rand eine Zone, in der man nicht weiß, wo man ist. Schon draußen, noch drinnen? Dann die Entscheidung als katastrophischer, schockartiger Entschluß: ein Schritt vom Rand entfernt gibt es die Kontinuität des Innen und Außen.

Der Rand muß eine Falte sein, mehr als nur eine Möglichkeit tragen, der Rand muß die Wirklichkeit der Unmöglichkeit sein, eine kleine Übercodierung des Raums.

Der Rand bezeichnet einen Körper, läßt ihn sehen, zeigt ihn auf, der Rand signifiziert. Rand und Signifikation sind als Falte identisch: im Rand verzweigt sich der Raum; als Katastrophe taucht ein Körper auf, als über seinen Rand erzeugt, diesen Bruch der Umgebung, diesen Riß.

Das Diskontinuierliche bedingt und begründet die Kontinuität. Das ist die Aphanisis der Objekte: wo sie *sich* zeigen, werden sie von einem Rand gezeigt, der ihre Dauer, ihre Ruhe, ihre Abgeschlossenheit ermöglicht und pervertiert. Nur weil es vom Rand unterspült ist, bleibt ein Objekt. Vielleicht liegt hier die rudimentäre Materialität des Realen als Repräsentation: der Selbstverweis eines Körpers, der ihn aus den Fluten, den Strömen, dem Wogen und Tosen der Teilchen und Felder herausragen läßt. Als Abschluß und Gestalt bezeichnet er „sich“ über „seinen“ Rand, der doch so fremd bleibt wie ein anderer Körper. Ins Nichts getaucht, in einen doppelten, uneindeutigen Raum trägt der Rand das, was er umschließt, ohne es zu sein.

Nein, der Signifikant ist keine ideelle Gestalt, keine immaterielle Struktur – selbst wenn man bis zum Körper desjenigen zurückweicht, der spricht und folglich vortm Zeichen schon da war, ihm Material und Stütze ist, das, was verzweigt wird und also das, was der Signifikation, der Verzweigung, dem Trauma der Nachträglichkeit entgeht, findet sich auch davor, vor dem Sprecher als Körper und Objekt ein Rand, ein scharfer Schnitt, eine Verzweigung.

Die Katastrophe der Objektkonstitution ist dem Schock der Signifikation isomorph. Subjekt und Objekt sind von einer Größe geteilt, die Aussage und Rand korreliert. Beides sind Zeichen, ein Blitz im Dunkel der Nacht, beide ketten das, was sie zeigen und sichtbar gestalten, an sein Verschwinden, das Fort seines Da.

Der Rand des Objekts – das ist die Topologie, die räumliche Existenz des Signifikanten.

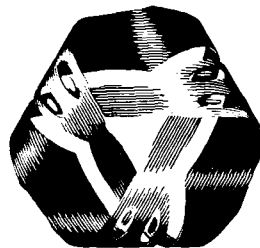
Und es gibt einen Rand, der sich gewissermaßen selber umrandet, den Rand des Rands, das Prinzip des Rands, die Metatheorie des Rands, den Rand-an-sich: eine Art Photo des Signifikanten.

Wenn man den Rand wie eine Rinde vom Objekt abschält, bleibt er als Fläche, deren Seiten absolut verschieden sind. Hier das Innen eines Objekts, dort das Außen seiner Umgebung. Solche Flächen nennt man orientierungslos: jeder ihrer Punkte

kann sein Gegenteil erreichen, besser, jeder ihrer Punkte *ist* sein Gegenteil. Doch reicht das nicht aus, definiert den Rand als Verzweigung und verfehlt den Signifikanten, der nicht verzweigt ist, sondern verzweigt. Also muß es einen Rand geben, der seine Orientierungslosigkeit erzeugt, der sich als Verzweigungsfaktor hervorbringt, eine Fläche, die das Wechselspiel ihrer Seiten, das sie verzweigt, nicht erleidet, sondern beherrscht.

Hier der Rand, der den Signifikanten verräumlicht, ihn materialisiert, der Rand, der die Verzweigung seiner Punkte ermöglicht, hier der Rand als Verzweigungsfaktor: das Möbiusband. Weil es in sich gedreht ist, um 180° tordiert, berührt der, der ein Möbiusband abwandert, seine einseitige Fläche, beschreitet sowohl Innen und Außen; in sich gedreht, um 180° tordiert hat das Möbiusband die Verzweigung seiner Punkte erzeugt. Orientierungslos weil doppelt und trotzdem nicht nur als Gegensatz von Innen und Außen, als Rand verzweigt, sondern unabhängig von allen Objekten und Umgebungen aus eigener Kraft geteilt. Der wirklich gewordene unmögliche Körper.

Das Foto des Signifikanten:
Das Möbiusband

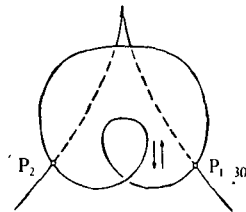


Möbiusstreifen 1, von M. C. Escher

Das ist die Topologie des Signifikanten: die tordierte Fläche, das Möbiusband, der, wie Lacan sagt, „topologische Index“, mit dem der Strukturalismus die von ihm „eroberten“²⁹ Wissenschaften skandiert. Und statt Strukturalismus können wir, vielleicht spezifizierend, vielleicht verallgemeinernd, Katastrophentheorie sagen: sie gab die Bilder, die Zeichnungen ab, sie bildet die Topik, die Freud so oft beschwor. Die Falte, die Vermischungsspitze, Verzweigung und Verzweigungsfaktor sind ihr Werkzeug, ihre Entdeckung.

Folglich gibt das Möbiusband als Fotografie des Signifikanten, als Fotografie des Verzweigungsfaktors blitzartig, schlagartig die gesamte Landschaft des gewellten, des zerklüfteten Raums wieder: es faßt seine Wege, Klippen und Brüche zusammen, verallgemeinert den konkreten Raum, ohne seine Kanten und Paradoxien zu glätten, einzuebnen.

Wir haben die Diskurse im verzweigten Raum gelesen, ihre Sprünge gezählt. Tragen wir nun den Weg ein, der sie als kontinuierliches Gleiten im Bannfeld der Katastrophe, im Bannfeld der Kluft verbinden kann: vom Fort zum Da und vom Da ins Fort zurück, ein sich als Konflikt selbstregulierendes System, ein System, das weder verschwindet noch sich verkennt, ein lebendes, ein **synergetisches** System:



Der Weg, der die Kluft umläuft, in ihr bleibt, die Verzweigung und den Signifikanten als ihre abwesende Ursache anerkennt, hat die Gestalt einer Innenacht, nach Lacan – und nicht nur nach ihm – „das generative Zeichen des Möbiusbands“³¹: der „ganz besondere Modus des Subjekts“ und, wie wir im Anschluß an die Katastrophentheorie hinzufügen können, der Objekte. Kein idealistischer Modus, kein hermeneutischer Modus, sondern ein gemeinsamer, ein isomorpher Entzug.³²

René Thom und Jacques Lacan haben, als sie sich trafen, geschwiegen. Das war kein verzweifelteres Schweigen, kein düsteres Schweigen, es war ein Schweigen, das um die befreiende Kraft des Entzugs weiß, um sein Trauma, seinen Schock und seine Katastrophe – aber auch die Hoffnung, die in ihm liegt: ohne ihn gäbe es keine Gestalt und kein Wort, kein Bild und keinen Umriß, nichts einzelnes, weder Subjekt noch Objekt. In seinem letzten Seminar hat Lacan diesem Entzug Gestalt verliehen, indem er den Entzug als Entzug topologisiert. Nach dem Möbiusband der borromäische Knoten, dessen einzelne Glieder frei und distinkt werden, sobald eins von ‚ihnen‘ fehlt.³³ Das ist das Geheimnis hinter der Verzweigung, der geheimnisvolle Ort, aus dem die Verwerfung des Raums ihren Anfang nimmt, das Aufblühen des Raums. Man hat behauptet, daß der Signifikant eine Armut anzeige, einen Mangel an Leben, einen Abzug, eine Schmälerung. Das Gegenteil ist der Fall. Von ihm geht die Fülle aus, die Vielfalt, ein Aufknospen, von ihm geht die Bifurkation als Garbe aus. Was er befällt, muß sich teilen, muß doppelt werden, dann wuchern.

Und so funktioniert der Verzweigungsfaktor: der Signifikant teilt den Raum, teilt Subjekt und Objekt, weil er sich selber teilen kann, weil er an sich die Teilung erzeugt, die Verzweigung. Jeder seiner Punkte umfaßt mehr als nur ein System, ist Innen und

Außen zugleich, läßt nichts aus, verleibt sich weit entfernte Bestimmungen ein – ohne je dieser Masse an Sinn, an Bedeutung verfallen zu sein.

Hinter der unscharfen Regel, die Unordnung als Ordnung und Ordnung als Unordnung erzeugt, steht das Andere, zu dem es kein Anderes gibt.

¹ JACQUES LACAN: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Seminar XI, Olten 1980, S. 174.

² a.a.O., S. 175.

³ ebenda.

⁴ ebenda.

⁵ NORBERT HAAS: *Fort/Da als Modell*, in: *Mit Lacan*, Berlin 1982, S. 36.

⁶ SIGMUND FREUD: *Jenseits des Lustprinzips*, in: *Psychologie des Unbewußten*, Studienausgabe Bd. III, S. 225.

⁷ SIGMUND FREUD: *Zur Ätiologie der Hysterie*, in: *Hysterie und Angst*, Studienausgabe Bd. VI, S. 58.

⁸ a.a.O., S. 60.

⁹ SIGMUND FREUD: *Bruchstück einer Hysterie-Analyse*, in: *Hysterie und Angst*, a.a.O., S. 158.

¹⁰ FREUD: *Zur Ätiologie ...*, a.a.O., S. 58.

¹¹ a.a.O., S. 54.

¹² FREUD: *Jenseits ...*, a.a.O., S. 245.

¹³ a.a.O., S. 270.

¹⁴ LACAN: a.a.O., S. 178.

¹⁵ SIGMUND FREUD: *Das ökonomische Problem des Masochismus*, a.a.O., S. 344.

¹⁶ SIGMUND FREUD: *Die Verneinung*, a.a.O., S. 376.

¹⁷ SIGMUND FREUD: *Neurose und Psychose*, a.a.O., S. 235.

¹⁸ LACAN: a.a.O., S. 52.

¹⁹ FREUD: a.a.O., S. 235.

²⁰ SIGMUND FREUD: *Die Verneinung*, a.a.O., S. 375.

²¹ LACAN: a.a.O., S. 175.

²² SIGMUND FREUD: *Das Unbewußte*, a.a.O., S. 160.

²³ ebenda.

²⁴ a.a.O., S. 134.

²⁵ SIGMUND FREUD: *Das Ich und das Es*, a.a.O., S. 289.

²⁶ a.a.O., S. 291.

^{26a} Vgl. LACAN, a.a.O., S. 251 und HAAS, a.a.O., S. 37.

²⁷ LACAN, a.a.O., S. 18 und S. 39.

²⁸ RENÉ THOM: *Modèles mathématiques de la morphogenèse*, Paris 1974, S. 14.

²⁹ JACQUES LACAN: *Die Wissenschaft und die Wahrheit*, in: *Schriften II*, Olten 1975, S. 239.

³⁰ Vgl. JEAN-PIERRE DUPORT: *Géométrer la Signification*, in: RENÉ THOM: *Morphogenèse et Imaginaire*, Circé 8/9, Paris 1978, S. 123.

³¹ LACAN, *Schriften II*, a.a.O., S. 239.

³² Vgl. zum Bezug Möbiusband und Katastrophentheorie: F.R.S. ZEEFMAN: *Catastrophe Theory, Selected Papers 1972–1977*, Massachusetts 1977, S. 596–600.

³³ JACQUES LACAN: *Encore*, Le Seuil/XX, Paris 1975, S. 110 f.

DIE KÖNIGIN ALS AUSWEG AUS DER VATERLOSEN GESELLSCHAFT

Walter Seitter

Die folgenden Überlegungen zur Zukunft des Weltlichen sind im Februar 1983 beim Kolloquium „Zur Zukunft des Weiblichen“ an der Freien Universität Berlin vorgetragen worden.

1.

4.

3.

2.

Der Titel meines Vortrags hat mich gezwungen, nun doch jenes 1963 erschienene und heute allgemein als bekannt geltende Buch von Alexander Mitscherlich zu lesen, welches in seinem Titel von dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft spricht. Obwohl ich Gefahr laufe, damit nur Bekanntes zu wiederholen, werde ich zuerst einmal eine Inhaltsangabe dieses Buches vortragen. Auch darüber hinaus werden meine Ausführungen nur Bekanntes, Allzubekanntes **wiederholen**.

1. Der Weg zur vaterlosen Gesellschaft nach Mitscherlich

Mitscherlich fragt nach dem Charakter und den Effekten von Orientierungsformen. Die Bändigung des Triebwesens „Mensch“ durch mythische Extrapolationen einer innerfamiliären Instanz wie der des Vaters auf politische und gar kosmische Dimensionen scheint in der Gegenwart entweder gar nicht zu funktionieren oder kaum zu akzeptablen Wirkungen zu führen. Eine Erfahrungsmasse, die Mitscherlich einerseits in ca. 30 000 Stunden eigener psychoanalytischer Praxis (vgl. 463)¹ und andererseits in einigen Jahrzehnten erlebter politischer Entwicklungen (mitsamt ihren technischen Errungenschaften) ansetzt, versucht er mit Begriffen aus der Psychoanalyse verständlich zu machen. Die Unterdrückung von Triebwünschen durch normative Instanzen scheint auch dann keine ordnungsstiftende Wirkung garantieren zu können, wenn jene ihre Anstrengungen verstärken und „alle Kräfte“ mobilisieren. Jedenfalls droht das Ich ohnmächtig auf der Strecke zu bleiben, wenn das Es vom Über-Ich einfach nur

niedergehalten wird – wobei dann noch die Frage bleibt, ob sich das Über-Ich qualitativ vom Es eigentlich unterscheidet, ob das Ich nicht letzten Endes zwei ichfremden Mächten ausgeliefert ist, wie immer diese auch marschieren mögen (vgl. 72 f.). Dieses Szenario, das Mitscherlich vor dem Hintergrund vage angedeuteter zeitgeschichtlicher Erfahrungen mithilfe psychoanalytischer Kategorien aufbaut, mündet dann in die Frage, wie denn die gewünschte „Stärkung der Ichleistungen“ herbeigeführt werden könne: nur durch „Revolutionen mit dem Aspekt des mythischen Vätermordes“ oder durch „progrediente Entfaltung der integrativen Vernunft“ (ebd.)? Im Zusammenhang mit den erwünschten Ichleistungen spricht Mitscherlich von „Identitätsfindung“ und „Identitätsgefühl“ (132) und produziert gleichzeitig ein solches terminologisches Amalgam wie das „Anwachsen der Verantwortung im Ich“ (133). Für die Genese der Identität verwendet Mitscherlich dann wieder den psychoanalytischen Begriff „Identifikation“ und unterscheidet hier die Introjektion von Partialobjekten (vgl. 173), die zur Über-Ich-Bildung führt von einer anderen Identifikationsweise, die sich als Imitation vollzieht (ebd. 172). Dem Ich wird schließlich die „Funktion der Distanzierung“ von den Reizen der Außen- und der Innenwelt zugeschrieben (vgl. 188 f.). An dieser Stelle zitiert Mitscherlich Hartmann, der dem Ich die Schlichtungsarbeit zwischen dem Es, dem Über-Ich und einem plötzlich dazukommenden „Selbst“ (189), das sich zu entfalten verlangt, auflädt. Wie wenig eindeutig (oder deutlich) die Sache mit dem Ich allerdings ist, gibt Mitscherlich zu erkennen, wenn er von einem „unbewußten Ichanteil“ spricht, der mit der Verleugnung von Widersprüchen beschäftigt ist (vgl. 191). Je mehr Mitscherlich seine normative Intention der Rettung der „Ichkräfte“ gegen die „Triebkräfte“ (194) bekräftigt, umso mehr muß er das Ich mit anderweitigen Begriffen ausstaffieren wie etwa „Vernunft“ (207) oder „Einsicht“ (208) oder ihm das Epitheton ornans „kritisch“ begeben. Auch das „Ichideal“ kann er keineswegs als Hort wünschenswerter Ichleistungen ausgeben (vgl. 197, 425 ff.)

Wenn Mitscherlich einer „Erziehung zur Ichstärke“ (211) das Wort redet, die er von einer schematischen Übernahme der Vaterrolle durch den Sohn absetzt, so muß er sich andererseits dagegen verwahren, ein „Persönlichkeitsidol“ (212) propagieren zu wollen.

Es folgen dann Behauptungen über das, was bisher als Wunsch oder als Voraussetzung schon angeklungen ist. Die Schwächung der Vaterinstanz wird von Mitscherlich nun als Faktum hingestellt. Er konstatiert einmal ein Unsichtbarwerden des Vaters (vgl. 220) – hauptsächlich aus Gründen der modernen Arbeitsorganisation, die die Arbeitsplätze den Augen der Kinder entzieht, aber auch die Arbeitsvollzüge selber unscheinbarer macht. Für den – unausweichlichen – Konflikt zwischen Vater und Sohn bedeutet das, daß er kaum in wahrnehmbarem, praktischem Lernen und Kräfte-

messen vollzogen wird und stattdessen mehr und mehr auf Emotionen und auf Phantasien verwiesen wird, die zwischen Ohnmachts- und Allmachtsgefühlen schwanken (vgl. 242, 250). Die Trennung der „väterlichen Welt von der kindlichen Welt“ (241), das „Leiden des Kindes an der Unsichtbarkeit des Vaters“ und die Vermutung, daß „die Mutter ihm bald in sein Reich der Schattenhaftigkeit nachgefolgt sein wird“ (ebd.): das sind die Aspekte der Schwächung der Vaterinstanz fürs Kind. Dazu kommt aber eine Schwächung der Vatermächtigkeit an sich: die Umwandlung der meisten Arbeitsplätze in Funktionsstellen, wo die Inhaltlosigkeit der Arbeit mit Aufstiegshoffnungen und -illusionen kompensiert wird (vgl. 243 ff.). So etwas wie die „Arbeitsteilung der Herrschaft“ (419), löst zwar nicht die Herrschaft auf, nimmt ihr aber ihren personen- gebundenen „Charakter“.

Das Unsichtbarwerden des leiblichen Vaters für das Kind nennt Mitscherlich „Vaterlosigkeit ersten Grades“ (421). Er sieht in ihr ein – pädagogisches – Manko, da das Kind gerade eine sichtbare Identifikationsfigur brauche. Hingegen sieht er in der „Arbeitsteilung der Herrschaft“, also in der „Vaterlosigkeit zweiten Grades“, den Ansatz oder zumindest den Zwang zu einer wünschenswerten „Evolution“, ja zu einer Evolution des Bewußtseins, als die er „Aufklärung“ (350) bestimmt.

„Wo kein identifizierbarer Einzelner die Macht in Händen hält, besteht dem Prinzip nach eine Geschwistergesellschaft.“ (420) Daß es zwischen den beiden Arten von Vaterlosigkeit einen direkten Zusammenhang geben könnte, der ihre divergierende Bewertung zumindest problematisieren müßte, diese Schwierigkeit scheint von Mitscherlich übersehen worden zu sein. Sieht man aber einmal von diesem seinem Prinzip Hoffnung ab (vgl. 133), so muß man ihm bescheinigen, daß er sich hinsichtlich der wahrnehmbaren Erscheinungsformen der „Vaterlosigkeit zweiten Grades“ kaum Illusionen hingibt: „Der Weg in die vaterlose Gesellschaft ist vorerst weit wirkungsvoller gelenkt von regressiven Ängsten als von kritischer Einsicht.“ (457) Ja, er läßt sich zu drastischen Äußerungen hinreißen, die zitiert zu werden verdienen.

„Der Staat wird zwar gewohnheitsmäßig immer noch als ‚Vater Staat‘ angesprochen. Die passiv fordernde Einstellung zu ihm läßt aber ein tieferes Abhängigkeitsverhältnis erraten: man legt sich ihm an wie einer Muttergottheit mit ungezählten Brüsten. Da staatliche und private Unternehmungen immer mehr ineinander verfließen, der verantwortliche Mann immer mehr in die Ferne rückt, gewinnt die technische Landschaft den Rang der Natürlichkeit. Konjunkturen und Krisen werden nur vordergründig als „gemacht“ empfunden, als Ergebnis von Entscheidungen im Raum der Gesellschaft.“ (382)

„Die Ausbreitung einer Verlangenshaltung von frühinfantiler Gestimmtheit, der Rückzug aus der Vaterwelt der artikulierten Leistung und ihrer Risiken kann ... keine

andere Motivation haben als die Entwertung all der Eigenschaften, die einmal die Vaterkultur getragen haben. Wenn gesamtgesellschaftliche Prozesse der Initiative wenig Chance geben, weil die Struktur der Produktionsverhältnisse die Masse der Unselbständigen braucht und erzeugt, dann ist ... Rivalität nicht mehr im Stil der Entfaltung von Eigeninitiative zu befriedigen, sondern sie wird zu Neid und ‚Bettelhaltung‘, wie wir sie bei den Nestlingen gegenüber der fütternden Elternfigur beobachten. Mag dies das Elend der Beamten und ihres Strebertums gewesen sein ... jetzt ist es das Elend der verbeamteten, verwalteten Massen.“ (384f.)

„Gegenüber der eher asketischen Genußfeindlichkeit des Besitzbürgertums mit seinem Denken in Zinsen und Zinseszinsen bringt die Konsumlust eine heitere und entspannte Note in das alltägliche Leben ... Die Abhängigkeit aller „Landeskinder“ von Renten und Pensionen gibt dem Staat die Kennzeichen der Ur-Mütterlichkeit; es wird deshalb auch eine Willfährigkeit gegenüber den Geboten dieses Staates erwartet, die eher in die Kinderstube gehört.“ (387)

Daß Mitscherlich mit diesen das Wunschziel der vaterlosen Gesellschaft doch etwas relativierenden Betrachtungen auch Bemerkungen zur narzißtischen Regression verbindet (vgl. 388, 412), sei nur noch erwähnt, weil damit wiederum seinen Ich-Hoffnungen Fragezeichen angesetzt werden. Dies geschieht dann auch noch einmal in dem Abschnitt über das *Idol*: ein im Bild verkörpertes träumerisches Ich-Ideal, das auf eine „imaginäre Verschmelzung“ (439) zwischen Ich und Objekt hinausläuft, welche sich allerdings notfalls in nichts auflösen kann. Von da her erinnert Mitscherlich an das rasche Vergessen Hitlers durch das deutsche Volk. Etwas strukturell andersartiges sieht Mitscherlich in der Institution des englischen Königtums: ein *Symbol*, das nicht wie das Idol eine Einfach-Identifizierung bewerkstelligt, sondern eine „doppelte Identifizierung“ (447): nicht eine Zugehörigkeit schlechthin, sondern eine Zugehörigkeit zu einem Raum, in dem es um etwas geht, was nur geht, wenn jeder selber gehen kann – notfalls abweichend von den andern; aber auch dann gehört er, sei es in Auseinandersetzung oder in Trauer, zu den andern (vgl. 445).

Der Gegenüberstellung von Idol und Symbol folgen Bemerkungen über die Schwierigkeit, in Mittel- und Osteuropa nach dem Zusammenbruch gewisser politischer Vaterordnungen zu neuartigen Ordnungssymbolisierungen zu gelangen (vgl. 450). Nicht für die Familie, wohl aber für die Gesellschaft, stellt Mitscherlich das Ideal einer „horizontalen Sozialisierung“ (312) auf, wo „die Vaterrolle nicht auf allen Schauplätzen des Lebens imitiert werden muß, sondern Autorität sich aus horizontalem Messen der Kräfte ergeben wird“ (348). Er hält eine solche Geschwistergesellschaft für „ichnäher“ als eine Vatergesellschaft und meint, daß ihre Symbolik „weniger

konkretistisch“ sein wird, daß „in der Sprache selbst und nicht außersprachlich sinnlich diese Symbolsetzung der vaterlosen Welt sich vollziehen wird“ (458). Diese Annahme ist nicht nur von einem bilderstürmerisch getönten Glauben an die „Evolution zum Bewußtsein“ (ebd.) getragen, sondern auch von der Erfahrung des Sprechgeschehens in der Psychoanalyse (vgl. 464). Er reflektiert sogar darauf, daß zu diesem Sprechen die Verfremdungstaktik des Analytikers gehört (vgl. 467 f.). Aber anscheinend unterschätzt er doch das außersprachliche, das statuarische und architektonische Arrangement dieses Sprechens. Vor allem aber scheint ihn eine gewisse Emanzipationsgläubigkeit (vgl. 459) daran zu hindern zu sehen, daß „in der Sprache selbst“ *neben* der Chance des Ich-Sagens auch die Chance (und der Zwang) zu äußerster Ich-Ferne, ja Menschen-Ferne liegt. In der von Mitscherlich erhobenen Forderung einer sprachlichen Ordnungssymbolisierung liegen darum Implikationen, denen er sich teilweise zu verschließen scheint. Einige Unklarheiten seiner Betrachtungen verweisen auf eine tiefe Widersprüchlichkeit der Psychoanalyse.

Meinen zweiten Durchgang durch das Thema beginne ich mit einem Rückgriff auf Jacques Lacan. Nicht daß dort alle Unklarheiten beseitigt wären: sie sind auch dort, aber etwas klarer.

2. Der Verfall des Vaterbildes nach Lacan

Ich halte mich hier ausschließlich an den Enzyklopädie-Artikel „Die Familie“, den Lacan 1938 geschrieben hat, als er sich selber erst in die Psychoanalyse-Theorie einarbeitete und seine Distanzen zu ihr ohne sprachliche Transgressionen artikulierte.

Die Entwicklungspsychologie Freuds aufgreifend akzentuiert Lacan den Begriff des *Bildes* und meint damit die Seinsweise, die Wirkungsweise von menschenhaften Objekten für das Kleinkind, das dem penetrierenden Einfall solcher Objekte schutzlos ausgeliefert zu sein scheint. Er unterscheidet drei Sorten von Menschenbildern, die ins Menschenkind einfallen, ja einfallen müssen – damit es werden kann, was es von Anfang an noch nicht so recht ist. Erstens das Mutterbild, d. h. das Bild jenes weichen weißen großen Ganzen, von dem getrennt sein zu müssen nicht ohneweiteres verkraftet werden kann (vgl. 47 ff.).² Zweitens das Ichbild, das dem Kind, und zwar von außen, zufallen muß, damit es überhaupt anfangen kann, aus dem Getrenntsein von der Mutter ein Ichsein zu gewinnen (vgl. 54 ff.). Jeder dieser beiden Bildeinfälle ist mit tiefgreifenden Konflikten und Entwicklungskrisen verbunden, über deren Ausgang allerdings erst ein dritter nicht minder konfliktgeladener Bildeinfall entscheidet, den

Lacan die Aufnahme des Elternbildes nennt; schwankend zwischen der Aufnahme des Bildes des „gleichgeschlechtlichen Elters“ (70) und derjenigen des Vaterbildes (vgl. 72).

Während anscheinend in Amerika der Begriff der Identifizierung durch den Begriff der Identität, der deren – hoffentlich geglücktes – Resultat bezeichnen soll, „ergänzt“ worden ist, dürfte Lacan mit seinem Begriff des Bildes, der an die „Imago“ bei Freud anknüpft, gerade auf einer Analyse, einer technologischen Analyse dessen insistieren wollen, was mit „Identifizierung“ gemeint sein mag. Direkt setzt er sich mit der Verwendung dieses Begriffes bei Freud folgendermaßen auseinander. Er wendet sich dagegen, anlässlich der Aufnahme des Elternbildes von einem „sekundären Narzißmus“ (70) zu reden und in dieser Phase eine Identifizierung im selben Sinn zu sehen wie in der vorhergehenden Phase der Aufnahme des Ichbildes. Die Psychoanalyse scheine den „Denkkonstanten des Hedonismus“ (ebd.) so weit verfallen zu sein, daß sie sich keine andere Identifikationsweise vorstellen könne als die „ursprüngliche Assimilierungsgefräßigkeit“ (ebd.), die der zweiten oder vielmehr gar der ersten Phase entstammt. Immerhin nehme sie zur Kenntnis, daß es mit dieser angeblich wiederum angestrebten Identifikationsweise nicht ganz klappt. Aufgrund der besseren Ichausbildung kommt es nur zu einer „unvollständigen Introjektion des Objekts: die Imago prägt sich zwar dem Subjekt auf, gelangt aber nur zu einer Juxtaposition neben dem Ich ...“ (ebd.) Lacan selber spricht davon, daß diese Identifikation nicht mehr mimetisch sei sondern sühnend (71): denn nicht mit dem Objekt des Begehrens identifiziert sich das Kind sondern mit dem, der sich dem Begehren widersetzt. Der originale Beitrag des Ödipuskomplexes sei also die „Funktion des Vorbildes“ (72).

Was damit genau gemeint sein soll, Ihnen sagen zu können, beanspruche ich nicht. Vielleicht nähern wir uns der Sache, wenn wir den historischen Exkurs mitmachen, mit dem Lacan deutlich zu machen sucht, daß Freuds undeutliche Fassung der Ödipus-Identifizierung daher rührt, daß er in seiner Zeit nur noch „Schwundformen“ (ebd.) der Vaterimago antreffen konnte, die dem Kind – „bestenfalls“ – nur das „Größerwerden“ seiner „narzißtischen Integrität (ebd.) anbieten konnten.

Lacan nimmt davon Abstand, wie Freud den Ödipuskomplex in die Urgeschichte zurückzuprojizieren. Er sieht in ihm ein Element einer zivilisatorischen Entwicklung, nämlich der patriarchalischen Familienstruktur. Bei der kulturellen Besorgung der Kindesentwicklung muß es zwar in vorpatriarchalischen Gesellschaften gewisse funktionale Äquivalente für die Ödipus-Identifizierung gegeben haben. Doch dürften sie anders strukturiert gewesen sein. Lacan übernimmt von Malinowski das Schema, wonach der mütterliche Onkel als Wächter über die familiären Tabus und als Initiator in die Stammesriten die soziale Patenschaft ausübt und der von jeder Unterdrückungs-

funktion entlastete Vater die Rolle eines vertrauten Schützers spielen kann: als Lehrer von Techniken und Schirmherr des Unternehmungsmutes. Diese Arbeitsteilung innerhalb der Erziehungsgewalt ist allerdings mit einer „selbstverständlichen“ Einschränkung und Stagnation der Handlungsmöglichkeiten verbunden. Indem die patriarchalischen Zivilisationen die beiden Funktionen Anleitung und Einschränkung hintereinanderschalten, indem die Unterdrückungskräfte in die Anspornungen hineingeleitet werden, kommt es zu einer Verdichtung der Kraft und zu einer Vertikalisierung der Kraftlinie Vater-Sohn (73). Die im Vater nunmehr konzentrierte Machtfülle muß dem Sohn einerseits vorbehalten werden, damit sie Machtfülle bleibt; andererseits muß sie an den Sohn weitergegeben werden, soll sie nicht zur kurzlebigen Episode verkümmern. Deshalb ist ein scharfer Generationenkonflikt in diesem System ganz normal (vgl. 94). Die in diesen Zivilisierungsprozeß eingespannten Personen müssen sich gegenseitig nach dem Schema Allmacht/Ohnmacht erfahren, wobei die „Ohnmacht“ nicht umhin kann, sich als Wille und Vorstellung mit „Allmacht“ aufzuladen, um überhaupt existieren zu können. Irgendwann soll sie sogar real in die Allmachtsposition einrücken. In der patriarchalischen Gesellschaft spielt sich das Vaterwerden als große Revolution ab (vgl. 76). In der Kumulierung dieser patriarchalischen Emanzipationen sieht Lacan allerdings eine Aushöhlung gerade dieser Kumulierung sich abzeichnen. Wenn der Sohn sich von seinem Vater total emanzipiert – in getreuer Nachfolge und womöglich Überbietung seines Vaters, der eben dies auch schon **getan** hatte, dann haben wir am Schluß den liberal-emanzipierten Vater, der sich nicht nur von seinem Vater sondern auch von den „Vätern“ also von den symbolischen Instanzen „befreit“ hat und jetzt nur noch und jetzt erst recht den formalen Anspruch der überkommenen Vaterautorität festhält. Um die Jahrhundertwende war das der Vater der guthürgerlichen Familie, der Vater der Patienten Freuds. Seither ist es der Vater der Kleinfamilie schlechthin, wo die auf diesen Vater geschrumpfte Gesamtheit der kulturellen Normen in der Reichweite kindlichen Aufbegehrens liegt, wo die Lächerlichkeit dieses Vaters bald zum offenen Geheimnis werden muß. In der Hauptstadt von Mitteleuropa sind die ersten sensiblen Kinder, d. h. Opfer dieses konsequenten immanenten Aushöhlungsprozesses des Patriarchats auf einen „Sprößling des jüdischen Patriarchats“ (77) gestoßen und haben ihn veranlaßt, den Ödipuskomplex zu imaginieren (vgl. ebd.). Das Aufeinandertreffen zwischen dem Verfall des Vaterbildes bei den einen und einem blassen Gedächtnis der Vaterstimme bei dem andern: diese infinitesimale Differenz hat zur Psychoanalyse geführt, deren winzige Chance von Anfang an bedroht war, da die winzige Differenz mit ihrer sozusagen sokratischen Erkenntnischance als Gefälle zwischen Arzt und Patient instituiert wurde und damit

in die Handlungsstruktur des fortgeschrittenen und sich selbst zum Einsturz bringenden Patriarchats geriet. Es war Karl Kraus, der die Sache von diesem Punkt her angesehen hat: „Arzt sein ist mehr als Patient sein ...“³. Sein Diktum „Psychoanalyse ist jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält.“⁴ ist mehr als eine gekonnte Aggression: es bildet, 1913 formuliert, den Schlußpunkt der Auseinandersetzung von Karl Kraus bis 1913 mit Sigmund Freud bis 1913. Wohl war auch die Differenz zwischen Freud und Kraus nur eine infinitesimale. Was Kraus wußte, war, daß nicht *der* Mensch *die* Sprache zu beherrschen hat sondern im Gegenteil. Und dieser Punkt ist es schließlich, den Lacan dann innerhalb der Zunft Freuds *aufnehmen* sollte. Womit er dieser Zunft wieder Sauerstoff zugeführt hat, der anderswo besser wirken könnte, z. B. in der Universität oder in der Politik, Oder?

Bevor ich schließlich und endlich ganz positiv werde, rasch noch einige Seitenwendungen.

3. Die Ausweglosigkeit der vaterlosen Gesellschaft

a) Das Toben der Arbeit

Die Entfesselung der Produktivkräfte hat mehrere Programmierer gehabt. Karl Marx ist weder der erste noch der letzte von ihnen. Ernst Jünger nimmt einen vornehmen Platz in dieser Reihe ein. Der „Arbeiter“ ist bei ihm nur ein Name für ein *Geschehen*, das darin besteht, daß das, was von bürgerlichen Kräften angebahnt, vor allem wissenschaftlich vorbereitet worden ist, nunmehr zur *einzigsten* und gesamten Seinsweise wird. Und diese Seinsweise ist „ein wütender Wille zur Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit“⁵, „die Mobilmachung der Materie“⁶, „Erdvergeistigung“⁷. Nun wird man fragen, wie man dergleichen Herrschaftsphantasien ausgerechnet mit der „vaterlosen Gesellschaft“ in Zusammenhang bringen kann. Nun, es handelt sich um Ausgeburten von Menschen, die die symbolischen Instanzen der „Väter“ – nein, nicht einfach ignoriert oder eliminiert haben, so weit sind wir noch nicht – in die schiere Stärkung ihres eigenen Ich hineingeleitet haben, um dieses zu vergrößern und zu entfesseln. Es handelt sich um „Aneignung“ der Elemente der Ordnung, um ihre „Humanisierung“ zu bloßen Mitteln des „Lebens“. Jünger nennt das dankenswert deutlich „Ersatz der Verfassung durch den Arbeitsplan“⁸. Dem *Wort* wird eine aparte Stellung genommen, es wird ihm die Mächtigkeit genommen, einen metonymischen Aktionsraum zu installieren und zu etikettieren, in dem verschiedenen Stellen und Sorten des Tuns stattgegeben wird. Oder um es mit der Formel des Hl. Benedikt auszudrücken:

dem „ora“ wird der eigene Platz verweigert; es soll nur **noch** im „labora“ **vorkommen**, um es zu begründen und zu rechtfertigen, um es zu programmieren und zu kommandieren. Zwar läßt sich in Wirklichkeit die eigene Wirklichkeit der Wörter dann doch **nicht** abschaffen. Wohl aber werden sie – und nicht nur sie – dann besonders **dumm, ungemütlich** und unerträglich. So liegt es **nahe**, es in einer anderen Richtung **zu versuchen**.

b) Das Leben des Lebens

„Ein von aller Beschwer befreites Konsumieren würde den verzehrenden Charakter des biologischen Lebensprozesses nicht ändern, sondern ihn sogar verstärken, bis schließlich ein von allen Ketten befreites Menschengeschlecht täglich die ganze Welt verzehren kann; da sie imstande ist, sie täglich neu zu reproduzieren.“⁹ Hannah Arendt will damit sagen, daß die Konversion zum Genuß gar keine strukturelle Alternative zur harten Religion der Arbeit darstellt. Bereits das Arbeiten als solches bringt es – entgegen seiner Programmatik – gar nicht zu einem tatsächlichen Produzieren, sondern nur zur Ausweitung und Beschleunigung der biologischen Kreisläufe mit ihrer schieren Fruchtbarkeit.

Zum Produzieren hingegen gehört das Herstellen, genauer gesagt das Hinstellen und das Bewahren von festen Dingen, z.B. von Mauern und Wörtern, sowie ihre Befestigung mit neuen Schilden und Spangen, z.B. mit Mauern und Wörtern. Das Produzieren hat es also mit der „Verdinglichung“¹⁰ zu tun und wirkt damit auf ihre Weise am Bestand der Welt mit. Denn die Welt ist – auch dinglich oder sie ist nicht. Was im Zeitalter der Entfestigung bedroht ist, ist die Zukunft des Weltlichen.

Inzwischen ist die hedonistische Variante des Lebens des Lebens wieder etwas abgeebbt, und es scheint um das bloße Überleben des Lebens zu gehen. Hier kann ich einen kleinen praktischen Tip geben, indem ich unsere beiden Volksparteien nicht nur an ihre Verantwortungen sondern an ihre eigenen Verheißungen erinnere. Die SPD mache sich für die Wiedereinführung und für den Ausbau des allgemeinen Schüler-Bafög stark. Die CDU möge doch endlich ihr Programm zu einem allgemeinen Erziehergeld aus der Schublade holen. Eine zugleich großzügige und sorgfältige Kombination von Kindersold und Elternsold würde das Geld nun wirklich zu einem bloßen Mittel des Lebens machen. Die Fristung **des** Lebens wäre mit seiner Fortpflanzung gesichert. Im Interesse des Volkes als Volkes.

c) Der Durchmarsch des Babys

Die Aneignung des Symbolischen, die zunächst zu seiner Steigerung und gleichzeitig zu seiner Entmächtigung führt, hat in den Innereien der Fortpflanzung auch den

Komplex um nicht zu sagen den Moloch der Pädagogik gezeugt, der sich aus Erziehungskrise, Erziehungsreform, Erziehungswissenschaft und neuem Erziehungsmut unaufhörlich erneuert. Die Anti-Pädagogik schickt sich nun an, den Ausweg aus diesem Hexenkessel zu weisen. Ihre Weisung läßt an Radikalität nichts zu wünschen übrig.¹¹ Sie übernimmt die Charakterisierung der „Schwarzen Pädagogik“¹² als einer **Konstellat**ion, in der der Allmachts- ja der Allrechtsanspruch der Eltern einem entsprechend klein gehaltenen Kind gegenübersteht. Es darf aber nicht übersehen werden, daß dieses schroffe Gefälle, das tatsächlich fragwürdigen Erziehungspraktiken als Stütze und Vorwand dienen mag oder gedient haben mag, schwerlich hundertprozentig rein durchgehalten werden kann. Erstens ist ja gerade das sadistische Instrumentarium der „Schwarzen Pädagogik“ ein gewisses **Dementi** der kindlichen Ohnmacht. Und zweitens belastet sich diese Pädagogik in der Regel doch wohl mit dem Problem, daß sie dem Kind letzten Endes das Sosein der Eltern aufprägen möchte, daß sie ihm – wie auch immer – die **Mächtigkeit** der Eltern **oder** gar eine größere „mitgeben“ will oder wollen soll. Von der zumindest theoretischen Widersprüchlichkeit dieser Pädagogik hebt sich die radikale **Alternative** der Anti-Pädagogik deutlich ab. Mithilfe eines Vokabulars, in dessen Mittelpunkt das „wahre Selbst“¹³ steht, entwirft sie eine Konstellation, **in der die Allmacht**, das heißt das wahre Selbst und die schrankenlose Verfügungsmacht des Kindes einem „Begleiter“¹⁴ gegenübersteht, der alles fürs Kind zu tun hat, ohne doch selber etwas wissen zu können, ohne wirklich selber etwas tun zu können. Alles muß **er** vom Kind erfüllen.¹⁵ Diese sogenannte „Parteinahme für das Kind“ hat theoretisch und praktisch einen großen Vorteil gegenüber der alten Pädagogik. Es wird doch wohl nicht den geringsten Zweifel darüber geben, daß hier am **Anfang** eigentlich alles schon **so ist**, wie es auch bleiben soll. Keine Einschränkung, keine Teilung, keine Umverteilung tut je not. Hier lebt ja das Leben: lebendig, intensiv, selbst.

4.

Die Mauersteine und die Zwischenräume,
die Atemzüge und die Atemluft,
die einen Wörter und die andern.

¹ Seitenangaben in diesem Kapitel beziehen sich auf ALEXANDER MITSCHERLICH: *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, Ideen zur Sozialpsychologie*, München 1963.

DIE KÖNIGIN ALS AUSWEG

² Seitenangaben in diesem Kapitel beziehen sich auf JACQUES LACAN: *Schriften III*, Olten-Freiburg: Walter 1980.

³ *Die Fackel*, Nr. 376/377: 13. Mai 1913, 20.

⁴ Loc. cit., 21.

⁵ ERNST JÖNGER: *Werke, Essays II. Der Arbeiter*, Band 6, Stuttgart: Klett 1977.

⁶ Loc. cit.: 186.

⁷ Loc. cit.: 389.

⁸ Loc. cit.: 298.

⁹ HANNAH ARENDT: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*, München 1981, 95.

¹⁰ Loc. cit., 127.

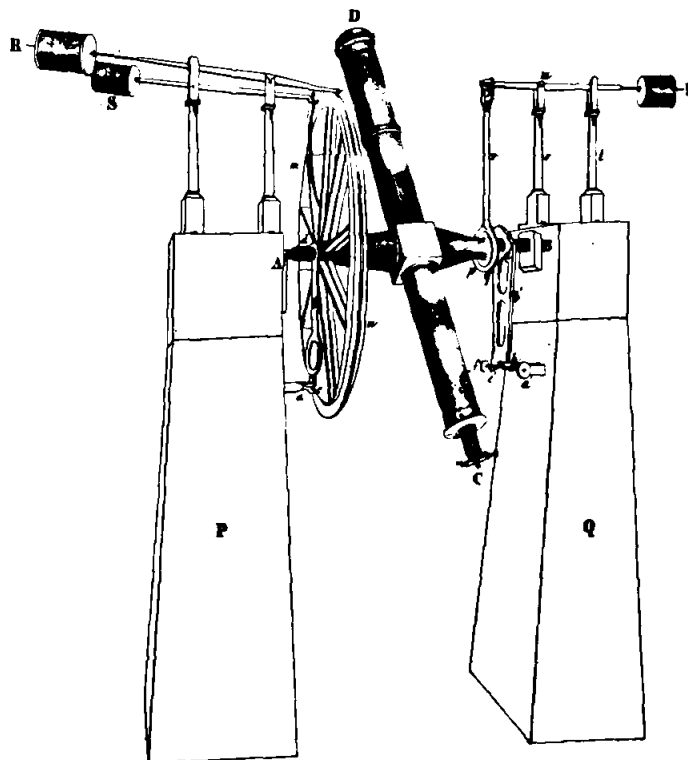
¹¹ Ich halte mich hier an ALICE MILLER: *Am Anfang war Erziehung*, Frankfurt 1980.

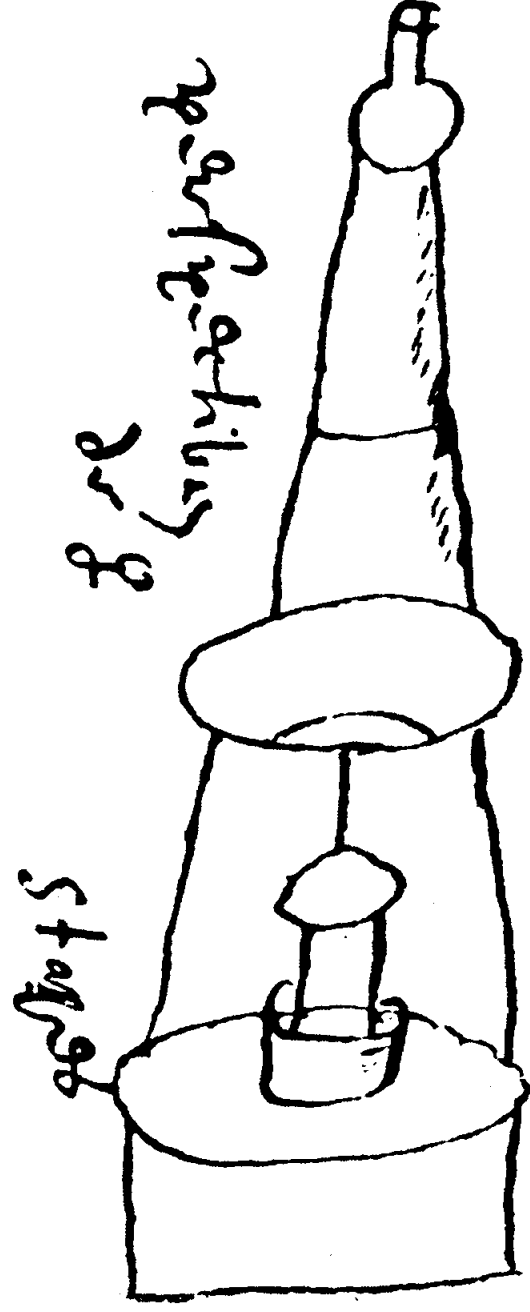
¹² Vgl. KATHARINA RUTSCHKY (Hg.): *Schwarze Pädagogik. Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*, Frankfurt-Berlin-Wien 1977.

¹³ ALICE MILLER: *Am Anfang war Erziehung*, Frankfurt 1980, 131.

¹⁴ Loc. cit.: 21, 317.

¹⁵ Vgl. Loc. cit.: 122.





in der Mitte nicht veränderlich

Man weiß, daß die physikalische oder die mathematische Theorie – nach jeder Krise, die sich in die Form einer verallgemeinerten Theorie auflöst, wobei dieser Terminus auf keinen Fall so aufzufassen ist, als bedeute er: Übergang zum Allgemeinen – häufig in seinem Rang und in seiner früheren Struktur konserviert, was sie verallgemeinert. Nicht darüber reden wir. Sondern über das Drama, das subjektive Drama, das jede dieser Krisen kostet. Dieses Drama ist das Drama des Wissenschaftlers. Es hat seine Opfer, die in nichts erkennen lassen, ob ihr Schicksal sich in den Ödipusmythos einschreibt. Freilich, die Frage ist nicht sehr eingehend untersucht. Ich habe nicht vor, eine Ehrenliste dieser Dramen – J. R. Mayer, Cantor –, die zuweilen bis zum Wahnsinn führten, aufzustellen, wo wir dann bald bei Namen von Lebenden wären: Hier halte ich das Drama von dem, was in der Psychoanalyse vor sich geht, für exemplarisch.

Es liegt kein Geheimnis in der Entropie, das ist ein Symbol, etwas, das sich an die Tafel schreiben läßt, und Sie hätten schon unrecht zu glauben, daß sie existiert. Die Entropie, das ist ein großes E, das absolut unverzichtbar ist für unser Denken. Und selbst wenn Sie auf dieses große E pfeifen, aufgrund der Tatsache, daß ein Herr J. R. Mayer, ein Marinearzt, es begründet hat, ist es gegenwärtig das Prinzip von allem – man kann gar nicht anders, als es zu berücksichtigen, wenn man eine Fabrik organisiert, atomgetrieben oder nicht, oder ein Land. J. R. Mayer hat stark daran zu denken begonnen, als er seine Kranken zur Ader ließ – die Wege des Denkens sind manchmal dunkel, die des Herrn sind unergründlich. Es ist ziemlich erstaunlich, daß, weil er das ausgebrütet hatte, was sicherlich eine der großen Errungenschaften des Denkens ist, er äußerst geschwächt zurückgeblieben ist – als ob die Geburt des großen E sich im Nervensystem hätte niederschlagen können.

J. R. Mayer hat sicherlich zwei Abschnitte in seinem Leben, den davor und den danach, wo nichts mehr zustande gekommen ist – er hatte gesagt, was er zu sagen hatte.

Der im folgenden abgedruckte Beitrag ist enthalten in: H. v. H.: Vorträge und Reden, Erster Band, Braunschweig: Friedrich Vieweg und Sohn 1896⁴, S. 401–414. Er ist erstmals 1883 erschienen als Anhang zu dem Vortrag über die Wechselwirkung der Naturkräfte (ebd., S. 48), auf den sich Helmholtz zu Beginn bezieht.

ROBERT MAYERS PRIORITÄT

Hermann von Helmholtz

In dem oben genannten Vortrage habe ich Robert Mayer als den Ersten genannt, der das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in seiner Allgemeinheit richtig aufgefasst habe. So weit ich finden kann, ist dies der Zeit nach überhaupt die erste Hervorhebung seines Verdienstes gewesen, durch die ein grösserer Kreis des wissenschaftlichen Publikums auf dasselbe aufmerksam gemacht werden konnte. Auch bei Dühring „Robert Mayer, der Galilei des neunten Jahrhunderts“ 1880, finde ich keine frühere anerkennende Erwähnung citirt, die angeführte freilich auch nicht. Bei einer früheren Gelegenheit habe ich die Priorität Mayer's gegen die englischen Freunde von Joule zu vertheidigen gehabt, welche geneigt waren, jede Berechtigung Mayer's zu leugnen. Ein zu diesem Zweck an Prof. P. G. Tait von mir geschriebener Brief ist in der Einleitung zu dessen Buch: „Sketch of Thermodynamics“, Edinburgh 1868, sowie in der kürzlich erschienenen Sammlung meiner wissenschaftlichen Abhandlungen, Bd. I, S. 71 bis 73 abgedruckt.

In neuerer Zeit sind Vertreter der entgegengesetzten Richtung aufgestanden, welche, soweit ihren Angriffen wissenschaftliche Motive zu Grunde liegen, die fast schon erloschene Hoffnung, reelle Kenntnisse auf speculativem Wege gewinnen zu können, neu zu beleben glaubten, indem sie das Gesetz von der Erhaltung der Kraft als eine Erkenntniss a priori, und Robert Mayer als den Heros des reinen Denkens feiern. Die Darstellungsweise, welche er in den Einleitungen seiner ersten beiden Aufsätze gewählt hat, erleichtert allerdings eine solche Missdeutung seiner Leistungen.

Der alten, namentlich in metaphysischen Streitigkeiten seit Jahrtausenden bewährten Regel entsprechend, wonach die Er-

v. Helmholtz, Vorträge und Reden. I.

bitterung bei wissenschaftlichen Streitigkeiten um so grösser ist, je schlechter die Gründe sind, wurden diese Angriffe nicht in höflichen Formen ausgeführt. Diejenigen Naturforscher, welche sich gleichzeitig oder unmittelbar nach Mayer mit dem gleichen Gegenstande beschäftigt und dabei die inductiven Methoden aller Erfahrungswissenschaft befolgt hatten, wurden herabgesetzt, weil sie sich bemühten, Experimente anzustellen über Fragen, die durch das Schauen des Genius, den sie nicht verstanden, schon vorher entschieden worden waren. Ich selbst bin als einer der schlimmsten Uebelthäter dargestellt worden und **verdanke** dies, wie ich voraussetze, dem Umstande, dass ich durch meine Untersuchungen über Sinneswahrnehmungen mehr als andere meiner Fachgenossen mit erkenntnistheoretischen Fragen in Berührung gekommen bin. Ich habe mich bestrebt, Alles was ich noch von Nebeln eines falschen scholastischen Rationalismus vorfand, zu zerstreuen. Dass ich mich dadurch bei den stillen und offenen Anhängern metaphysischer Speculation nicht beliebt gemacht habe, wusste ich längst vor diesen Streitigkeiten über Robert Mayer, und hatte auch längst schon eingesehen, dass es nicht anders sein könne.

Eine unbillig grosse Rolle spielte dabei mir gegenüber der Umstand, dass ich bei Abfassung meiner kleinen Schrift: „Ueber die Erhaltung der Kraft“ (Berlin 1847), Mayer's damals erschienene zwei Abhandlungen noch nicht kannte. Der Leser wird aus Folgendem vielleicht ersehen, warum Mayer's erste Schrift von 1842 nicht viel Wahrscheinlichkeit raschen Bekanntwerdens für sich hatte. Alle anderen Autoren über den Gegenstand, so weit sie mir bekannt waren, hatte ich genannt. Unter diesen war Joule, dem gegenüber ich niemals für die Idee des Wärmeäquivalents den geringsten Schein eines Prioritätsrechtes hätte in Anspruch nehmen können oder je in Anspruch genommen habe. In den Augen meiner Gegner half es mir nichts, dass ich später, nachdem ich Robert Mayer's Schriften kennen gelernt, und lange, ehe meine Gegner von ihm etwas wussten, über die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft niemals gesprochen habe, ohne ihn in erster Linie zu nennen, wie man aus den Vorträgen von 1862 und 1869 ersehen kann. Ich bin wahrscheinlich der Erste in Deutschland gewesen, der sich überhaupt bemüht hat, die Aufmerksamkeit des wissenschaftlichen Publikums auf ihn zu lenken.

Die Maasslosigkeiten der Angriffe meiner Gegner haben den gebildeteren Theil der Leser schnell orientirt, so dass ich mir

das wenig erfreuliche Geschäft, auf die nicht wissenschaftlichen Seiten des Streites zurückzukommen, ersparen kann.

Was von wissenschaftlichen Motiven in jenen Angriffen steckt, ist bisher noch nicht deutlich genug herausgehoben worden. Es ist der alte Gegensatz zwischen Speculation und Empirie, zwischen der Werthschätzung des deductiven und des inductiven Wissens, der hier zu einer sehr verschiedenen Werthschätzung der Leistungen Robert Mayer's geführt hat. Ich kann darüber nicht schweigen, da ich ihn selbst oft rühmend erwähnt habe, ohne eine Beschränkung hinzuzufügen. Letzteres geschah aus persönlicher Rücksicht, seines leidenden Zustandes wegen. Aber sein Name wird nun gebraucht, um wissenschaftliche Principien zu empfehlen, die ich für radical falsch halte, und die leider für die gebildeten Klassen Deutschlands ihre verführende Kraft noch immer nicht ganz verloren haben, daher muss ich diese Rücksicht bei Seite setzen.

Bei der Auffindung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft und seiner vollen Allgemeingültigkeit handelte es sich für Jemanden, der die mathematisch-mechanische Literatur des vorigen Jahrhunderts einigermaassen kannte, keineswegs um eine durchaus neue Induction, sondern nur um die letzte Präcisirung und vollständige Verallgemeinerung einer schon längst herangewachsenen inductiven Ueberzeugung, die sich schon mannigfach ausgesprochen hatte. Nachdem Leibnitz den Begriff der lebendigen Kraft, d. h. des Arbeitsäquivalents der Bewegung bewegter Massen, aufgestellt hatte, spielte das sogenannte Gesetz „von der Erhaltung der lebendigen Kraft“ eine wichtige Rolle in allen mechanischen Untersuchungen jener Zeit. Vorzugsweise war es Daniel Bernoulli, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts dieses Gesetz in den verschiedenartigsten Anwendungen durchzuführen bemüht war. Aber man wusste, dass dasselbe nur gültig sei für Bewegungskräfte, die von der Zeit und Geschwindigkeit unabhängig sind und dabei eine besondere Art räumlicher Vertheilung haben, Kräfte, die wir jetzt kurz zusammenfassend „conservativ“ nennen. Allerdings wagten die grossen Mathematiker des vorigen Jahrhunderts, die streng und vorsichtig in ihren Verallgemeinerungen vorgehen, ihre Vermuthung, dass alle elementaren Kräfte conservativ seien, noch nicht als wissenschaftlichen Satz auszusprechen. Abgesehen davon, dass Männer, die an ernste wissenschaftliche Arbeit gewöhnt sind, nicht alle ihre Vermuthungen und gelegentlichen Einfälle in die Welt hinauszuplaudern pflegen, um damit vor den Unverständigen zu

glänzen, so hatten sie **noch** die besondere Aufgabe vor sich, die Menschheit von dem falschen Rationalismus der Scholastik zur strengen Schätzung der Thatsachen zu erziehen, und **mussten** deshalb doppelt vorsichtig sein. Dass sie aber sehr fest an die Allgemeingültigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der lebendigen Kraft geglaubt haben, dafür liegt eine ganz entscheidende Thatsache vor, nämlich der im Jahre 1775¹⁾ gefasste Beschluss der Académie des Sciences zu Paris, dass fortan von der Akademie kein angebliches Perpetuum mobile mehr in Berücksichtigung genommen werden solle, ebenso wenig, wie die angeblichen Lösungen der Quadratur des Cirkels und der Trisection des Winkels. In der Begründung dieses Beschlusses wird kurzweg und ganz bestimmt gesagt: „Le mouvement perpétuel est absolument impossible.“ Der wissenschaftliche Beweis der Unmöglichkeit der Lösung der genannten drei Probleme war zu jener Zeit noch nicht zu geben. Für die Quadratur des Cirkels ist er erst im letzten Jahre Herrn Lindemann gelungen. Wenn ein strenger Beweis der Unmöglichkeit der Lösung bekannt gewesen wäre, hätte sich die Akademie nicht durch einen solchen Beschluss gegen nutzlose Vergeudung ihrer Zeit zu wahren gebraucht. Aber in Entscheidungen für das praktische Handeln muss man oft Motiven folgen, die nur einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben, und eine solche durch viele vorausgegangene vergebliche Versuche inductiv gewonnene Ueberzeugung spricht sich offenbar in jenem Beschlusse der Akademie aus, genügend fest für einen solchen, wenn sie auch noch nicht als wissenschaftliches Theorem erwiesen werden konnte.

Also die eine Seite des Problems, das „nil fieri ex nihilo“, wie es Robert Mayer bezeichnet, war für Arbeitswerthe hier schon als gemeinsame Ueberzeugung einer Versammlung der hervorragendsten Sachverständigen jener Zeit ausgesprochen. Die andere Seite, das „nil fieri ad nihilum“, die Unzerstörbarkeit der Arbeitswerthe wurde noch nicht direct ausgesprochen. Sie lag aber schon sehr nahe. Denn, soweit conservative Naturkräfte wirken und das Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kräfte gilt, ist Zerstörung von Arbeitsäquivalenten ebenso wenig möglich, als Neuerzeugung. Eben deshalb ist in dem Namen jenes Principis das Wort „conservatio“, „Erhaltung“ gebraucht.

Diese Seite des Problems konnte überhaupt erst aufgehell

¹⁾ Histoire de l'Académie Royale des Sciences. Année 1775, p. 61 et 65.

werden, nachdem eine bessere Einsicht in die eigentliche Natur der Wärme gewonnen war. Der Gang der experimentellen Forschung war damals der Erkenntniss, dass die Wärme eine Form der Bewegung und nicht ein Stoff sei, eher ungünstig als günstig. Die Entdeckung des Sauerstoffs und die daran sich knüpfende neue Verbrennungstheorie führten zunächst zur umfassenden Durchführung der Calorimetrie. Die durch chemische Prozesse zu entwickelnde Wärme, die bei den Aenderungen der Aggregatzustände verschwindende und frei werdende Wärme, die Wärmecapacität der verschiedenen Substanzen, Alles dies wurde eifrig studirt; eine Menge mühsamer Untersuchungen begründeten hier ein neues wichtiges Gebiet der Physik. Bei allen diesen Vorgängen aber verhielt sich die Wärme gerade so, wie ein unzerstörbares Quantum einer Substanz, und sie liessen sich viel bequemer und einfacher durch die Annahme eines imponderablen Wärmestoffs erklären, als durch eine Bewegungshypothese, deren klare Durchführung und Auffassung ein gewisses Maass mathematisch-mechanischer Bildung verlangte. Aber diese war mit experimenteller Kenntniss der Thatsachen in älterer Zeit seltener vereinigt, als dies jetzt der Fall ist. Ja es gab Physiker, welche principiell verlangten, dass experimentelle und mathematisch-theoretische Arbeit ganz getrennt bleiben müssten. Auch die neu gefundene Arbeitserzeugung durch Wärme mittelst der Dampfmaschine schien sich anfangs noch unter die Vorstellung von Wärmestoff bringen zu lassen, da Sadi Carnot nachwies, dass Wärme nur arbeite, wenn sie aus dem dichterem Zustande, der höheren Temperaturen entspricht, in den verdünnteren Zustand niederer Temperatur übergehe und sie sich hierin durchaus einem durch Ausdehnung arbeitenden Gase ähnlich zu verhalten schien.

Wenn in einer Periode eine grosse Menge neuer Thatsachen aufgefunden wird, die sich alle willig und sogar quantitativ genau unter eine bestimmte Hypothese ordnen, und wenn diese Hypothese sich also als werthvolles heuristisches Princip für die Auffindung neuer Gesetzmässigkeit bewährt, so bekommt sie leicht ein zu grosses Gewicht in den Augen der Forscher. Diese gewöhnen sich daran, einzelne widersprechende Thatsachen als vorläufig unerklärte, aber vielleicht nur scheinbare Ausnahmen bei Seite zu schieben, in der Hoffnung, dass die Zukunft die besonderen Bedingungen kennen lehren werde, durch welche sie zu Stande kommen.

So war die Lage der Dinge etwa um das Jahr 1840. In der Wärmelehre waren längst solche Vorgänge gefunden, die mit der Annahme eines imponderablen Wärmestoffs schwer oder gar nicht zu vereinigen waren. Dies waren Rumford's und Humphrey Davy's Versuche über Reibungswärme. Die Versuche Rumford's suchte Berthollet allerdings in seinem *Essai de Statique chimique* (1803) mit der Hypothese des imponderablen Wärmestoffs zu vereinigen; Davy's Versuche waren dagegen vollkommen zwingend und wenn sich auch noch Niemand fand, der eine bestimmtere Vorstellung über die Art der Wärmebewegung auszubilden wusste, so wurde die Möglichkeit einer solchen Erklärungsweise doch nicht bloss in wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern selbst in Lehrbüchern und Schulen besprochen. Ich selbst erinnere mich, dass ich in der *Tertia* des Potsdamer Gymnasiums einen Aufsatz darüber zu machen hatte. Sowie also Jemand mit einigem Verständniss für die mathematisch-mechanischen Begriffe an dieses Problem kam und ihm ernsthaft seine Aufmerksamkeit zuwendete, war nothwendig die erste Frage, ob das Gesetz von der Erhaltung der lebendigen Kraft, das die Behandlung der Bewegungsprobleme so wesentlich erleichterte, in diesem Fall als gültig angesehen werden könne. Wenn diese Frage bejaht und Wärme demnach als ein Quantum lebendiger Kraft angesehen werden durfte, dann eröffnete sich unmittelbar die Aussicht, dass die grösste Zahl der bisher angenommenen Ausnahmen von jenem Gesetze, welche die Reibung veranlasste, beseitigt wurden. Die durch Reibung entstandene Wärme konnte als das Aequivalent der scheinbar verloren gegangenen lebendigen Kraft in Anspruch genommen werden.

Offenbar hat die Unbestimmtheit der Vorstellung von der Wärmebewegung die theoretischen Physiker lange Zeit abgehalten, das Problem anzugreifen. Es mussten erst wichtige und bestimmt abgegrenzte Fragen auftauchen, wie die über den Ursprung der Triebkräfte und der Wärme in den lebenden Wesen, deren Beantwortung nur von der Entscheidung über die Erhaltung der Kraft bei der Wärmebewegung abhing, ohne dass die besondere Natur dieser Bewegung weiter in Frage kam.

Dass die Sache so lag, wie ich sie hier schildere, kann ich aus eigener persönlicher Erfahrung sehr bestimmt behaupten, da ich selbst diesen Weg gegangen bin, ohne von Mayer und anfangs auch ohne von Joule etwas zu wissen. In meinen Augen war die Arbeit, die ich damals unternahm, eine rein

kritische und ordnende, deren Hauptzweck nur sein konnte, eine alte, auf inductivem Wege gewachsene Ueberzeugung an dem neu gewonnenen Material zu prüfen und zu vervollständigen. Es war immerhin noch viel Arbeit im Einzelnen zu thun, das Material vollständig zu sammeln, zwischen verschiedenen möglichen Erklärungen die Entscheidung zu suchen u. s. w. Ich selbst aber habe die leitenden Gesichtspunkte, denen ich folgte, damals durchaus nicht für neu, sondern für sehr alt gehalten, und habe deshalb auch die Bezeichnung meines Aufsatzes: „Ueber die Erhaltung der Kraft“, so gewählt, um ihn als eine Erweiterung des alten Principis „von der Erhaltung der lebendigen Kraft“ zu charakterisiren, ebenso wie ich in der Einleitung an die alte Frage von der Möglichkeit des Perpetuum mobile angeknüpft habe.

Nun will ich nicht behaupten, namentlich nicht in Beziehung auf Robert Mayer, dem die Gelegenheit, den damaligen Inhalt der Wissenschaft kennen zu lernen, vielleicht knapper als mir zugemessen war, dass nicht eine anerkennenswerthe Sicherheit und Selbständigkeit des Denkens dazu gehörte, um einen Weg einzuschlagen und auf ihm richtig fortzugehen, dessen Tradition den damaligen experimentellen Physikern ziemlich fern lag. Was Mayer in dieser Beziehung geleistet hat, können nur Wenige leisten. Ich muss nur vor der ungerechtfertigten Uebertreibung warnen, als sei sein Gedanke eine neue Einsicht ohne vorausgehende Vorbereitung gewesen.

Robert Mayer's erste Abhandlung, die ihm die Priorität dessen sichert, was an der besprochenen neuen Einsicht neu war, fällt in das Jahr 1842. Er hatte bis dahin Medicin studirt, und nach einer Reise, die er als Schiffsarzt nach Java gemacht, sich in Heilbronn als praktischer Arzt niedergelassen. Der betreffende Aufsatz ist sehr kurz, giebt keine Beweise, wenigstens nichts, was ein Naturforscher als Beweis anerkennen würde, sondern stellt nur „Thesen“ auf. Dem Zwecke, die Priorität zu sichern, genügt sie jedoch und, unter diesem Gesichtspunkt angesehen, ist Alles, was sonst an ihr auffällt, verständlich. Das wesentlich Neue, was sie bringt, ist die Behauptung, dass eine bestimmte Wärmemenge einem bestimmten Arbeitsbetrage äquivalent sein müsse. Zugleich ist eine Methode angegeben, diesen Betrag zu berechnen und die Rechnung ausgeführt. Dass deren Resultat (365 kgm) ziemlich weit von dem später festgestellten Werthe (425) abweicht, kann Mayer nicht zur Last gelegt

ist es mit den Sätzen, die er an die Spitze der zweiten Abhandlung des Jahres 1845 stellt: *Ex nihilo nil fit. Nil fit at nihilum.* (Aus nichts wird nichts. Nichts wird zu nichts.) Jetzt, wo man den grossen Zusammenhang der Arbeitsäquivalente des Weltalls kennt und in weitem Umfang empirisch nachgewiesen hat, kann man sagen, dass sie als Ens, welches nicht zu Nichts werden und nicht aus Nichts entstehen könne, gefasst werden dürfen. Dazu war doch aber kein Recht da, ehe ihre Beständigkeit erfahrungsmässig nachgewiesen war. So genügt Mayer's erste Arbeit allerdings dazu, um jetzt nachträglich zu erkennen, dass er schon im Jahre 1842 den Sinn und die Gültigkeit des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft im Wesentlichen richtig erfasst hatte, wenn auch die Art, wie er seine Erkenntniss darzustellen sich bemüht, noch von ziemlich starker Befangenheit in dem falschen Rationalismus der damaligen medicinischen Schulen und der damaligen Naturphilosophie zeugt.

Was Joule's gleichzeitige Arbeiten betrifft, so hatte dieser schon vor Mayer's erster Veröffentlichung, im Jahre 1841, Versuche ausgeführt, die ein mit der Frage über das mechanische Wärmeäquivalent nahe verwandtes Thema behandeln, nämlich die Beziehungen zwischen der Wärme und den elektrischen Kräften einer galvanischen Batterie. Er hatte durch diese nachgewiesen, soweit die Genauigkeit der damals angewendeten Methoden dies zuliess, dass die gesammte Wärmeentwicklung im Leitungskreise einer galvanischen Batterie unabhängig von der Zusammensetzung dieses Kreises und proportional sei dem Betrage der in dem Kreise eingetretenen chemischen Zersetzungen¹⁾. Noch in demselben Jahre 1841²⁾ berichtet er über eine weitere Reihe von Versuchen, aus denen hervorgeht, dass die elektrisch entwickelte Wärme der chemisch zu entwickelnden nicht nur proportional, sondern gleich sei, und dass diese Wärme in diesem Falle nicht an dem Orte, wo die chemischen Prozesse vor sich gehen, sondern in der ganzen Länge des Schliessungsbogens zum Vorschein komme. Nun erst erschien Robert Mayer's erster Aufsatz im Mai 1842. Joule hatte also um diese Zeit ein für die allgemeine Durchführung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft höchst wichtiges Thema selbständig behandelt und durch-

¹⁾ *Philosoph. Magazine* XIX, p. 260.

²⁾ *Ebenda* XX, p. 98. Februar 1842. Gelesen vor der Liter. and Philosoph. Society of Manchester, 2. November 1841.

geführt. Unmittelbar folgerte er aus diesen Thatsachen allerdings noch nichts, was mit diesem Gesetz zusammenhängt, sondern er sprach nur die Vermuthung aus, dass auch bei den directen chemischen Verbrennungen die Wärmeentwicklung durch einen ähnlichen elektrischen Prozess bedingt sei. Diese Aehnlichkeit ist allerdings nach neueren Ansichten eine ziemlich fernliegende; Joule's Schluss ist nur dadurch für die Richtung seiner Gedanken bezeichnend, dass er sich nicht auf die Annahme eines am Orte des chemischen Prozesses frei gewordenen und von der Elektrizität nur transportirten imponderablen Wärmestoffs einlässt. Im Gegentheil, indem er durchaus folgerichtig auf seinem Wege weiter geht, unternimmt er im nächsten Jahre, diese letztere Möglichkeit an den magnetelektrischen Strömen zu prüfen. In diesen besteht kein Prozess, der gebundene Wärme frei machen könnte. Wenn auch bei diesen Wärme nur transportirt würde, müsste sie da fehlen und Kälte entwickelt werden, wo die elektromotorischen Kräfte wirken, nämlich in den inducirenden Spiralen. Der Versuch widerlegt diese Voraussetzung. Er zeigt im Gegentheil, dass durch die inducirten magnetelektrischen Ströme bald neue Wärme unter Verbrauch von Arbeit erzeugt wird, bald, an Stelle der nicht entwickelten Wärme, mechanische Arbeitsleistung auftritt. Schliesslich wird das Verhältniss zwischen der verlorenen Arbeit und der gewonnenen Wärme bestimmt und im Mittel zu 838 englischen Fuss per Grad Fahrenheit (d. h. 460 m für 1°C .) gefunden. Diesen vom Juli 1843 datirten Mittheilungen¹⁾ ist noch eine vom August datirte angefügt, welche die erste Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents durch Reibung von Wasser liefert und auf 770 Fuss per 1°F . (422 m per 1°C .), also schon sehr nahe den besten später bestimmten Werthen, bestimmt.

Alles dies ist zwei Jahre vor Robert Mayer's zweitem Aufsatze veröffentlicht. Joule versicherte, Mayer's erste Notiz von 1842 um jene Zeit noch nicht gekannt zu haben. Nehmen wir, aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz, an, er habe sie gekannt. Was konnte sie ihm geben, selbst wenn er sich die Mühe nahm, die richtige Interpretation ihres Sinnes zu suchen und durch eigenes Nachdenken zu ergänzen, was ihr Autor nicht erklärt hatte? Doch keinesfalls eine sichere Ueberzeugung von der

¹⁾ Philosophical Magazine XXIII, p. 265, 347, 435. Octbr. bis Decbr. 1843. Vorgetragen am 21. August 1843 vor der British Association.

werden. Die der Rechnung zu Grunde liegende Annahme, die Abkühlung eines sich dehnenden Gases entspreche der äusseren Arbeit desselben, hätte, wie Mayer später zeigte, durch Berufung auf ein von Gay-Lussac ausgeführtes Experiment gestützt werden können. Er hat diesen Versuch nicht angeführt; zu einer blossen Prioritätssicherung war dies auch nicht nöthig. Autoren, die zu solchem Zwecke eine Notiz veröffentlichen, finden es zuweilen wünschenswerth, den Weg des Beweises noch nicht vollständig zu zeigen.

Wenn aber die Notiz als eine, vielleicht absichtlich unverständlich gehaltene Prioritätssicherung angesehen werden soll, so konnten Mayer's Bewunderer einen unmittelbaren grossen Erfolg derselben bei den Naturforschern nicht erwarten. Man bedenke nur die damalige Situation: Ein gänzlich unbekannter junger Arzt veröffentlicht eine kurze Notiz, worin er versichert, er glaube, dass jede Wärmeeinheit ein bestimmtes Arbeitsäquivalent habe und das müsse 365 m Hebung der Gewichtseinheit für einen Grad Celsius entsprechen. Was er an Erläuterungen hinzufügt, sind einige seit alter Zeit aus den Anwendungen des Principes von der lebendigen Kraft bekannte Thatsachen, auf den Fall der Körper bezüglich. In diesen¹⁾ ist das Arbeitsäquivalent der Bewegung sogar fehlerhaft berechnet, indem der Factor $\frac{1}{2}$ aus dem Werthe der lebendigen Kraft weggelassen ist. Eine andere unrichtige Versicherung²⁾, dass nämlich Eis durch den unerhörtesten Druck nicht in Wasser verwandelt werden könne, würde dem Leser damals noch nicht als thatsächlich falsch aufgefallen sein, aber doch ein zweifelhaftes Licht auf die wissenschaftliche Vorsicht des Autors geworfen haben. Eingeleitet ist das Ganze durch Folgerungen aus dem Satze: „causa aequal effectum“, die Ursache ist der Wirkung an Grösse gleich, aus welchem mittelst einer sehr bedenklichen Interpretation herausgelesen wird, dass, was als Ursache wirke, unzerstörbar sei. Diese Einleitung erscheint als das Einzige, was nach dem Sinne des Autors einen Beweis vertreten sollte. Es war eine Art des Beweises, die, an sich vollkommen ungenügend, in jener Zeit kräftiger Reaction gegen die speculativen Ueberschwenglichkeiten der Hegel'schen Philosophie, jeden aufgeklärten Naturforscher gleich

¹⁾ S. 6 in der Sammlung von R. Mayer's Abhandlungen: „Die Mechanik der Wärme.“ Stuttgart 1874.

²⁾ R. Mayer, Die Mechanik der Wärme. S. 8.

von vornherein vom Weiterlesen abschrecken mochte, noch ehe er auf der zweiten Seite die Kräfte kurzweg mit den Imponderabilien identificirt fand und auf der vierten und sechsten Seite jenen schon angeführten Fehlern begegnete. Dass in dieser Abhandlung wirklich bedeutende Gedanken steckten, dass sie nicht in die breite Literatur von unklaren Einfällen gehörte, welche alljährlich von schlecht unterrichteten Dilettanten aufgetischt werden, konnte höchstens ein Leser merken, der schon ähnliche Gedanken in sich herumgewälzt hatte, und diese unter dem etwas fremdartigen Wortgebrauch des Autors wieder zu erkennen wusste. Liebig, der im Jahre, als Mayer's Abhandlung erschien, sein Buch über Thierchemie herausgab, in der er die Frage des chemischen Ursprungs der thierischen Wärme eingehend erörterte, war vielleicht ein solcher Leser, und nahm deshalb den Aufsatz in sein Journal der Chemie auf. Dort werden freilich Physiker und Mathematiker kaum Aufschlüsse über die Principien der Mechanik gesucht haben und dies ist noch ein Nebenumstand, der dem Bekanntwerden des Aufsatzes hinderlich sein mochte.

Das Liebäugeln mit der Metaphysik in Mayer's beiden ersten Veröffentlichungen erklärt sich wohl aus der damaligen Unzulänglichkeit seines empirischen Materials. Einem findigen und nachdenklichen Kopfe, wie er unzweifelhaft war, gelingt es gelegentlich auch aus dürftigem und lückenhaftem Material richtige Verallgemeinerungen zu bilden. Wenn er dann aber die Beweise dafür zu Papier zu bringen sucht und das Ungenügende derselben fühlt, so kommt er leicht dazu, sich mit unbestimmt allgemeinen Betrachtungen von zweifelhaftem Werthe helfen zu wollen. So beginnt, wie schon bemerkt, Robert Mayer seine erste Abhandlung mit Betrachtungen über den vieldeutig unbestimmten Satz: „Causa aequat effectum“ und schiebt diesem einen Sinn unter, wonach die Wirkung mit demselben Werthe ihrer Grösse wieder neue Ursache müsse werden können. Aus dem „aequat“, d. h. „ist gleich“, wird gemacht ein „bleibt gleich“. Abgesehen hiervon und von der weiteren Frage, ob der genannten letzteren Deutung nicht eine Verwechselung der Begriffe von „Ursache und Wirkung“ mit „Veranlassung und Folge“ zu Grunde liege, ist klar, dass die in der Natur sich vorfindenden Arbeitsäquivalente erst dann als causa und effectus, von denen jener Satz redet, aufgefasst werden dürfen, wenn ihre Unzerstörbarkeit bewiesen ist, d. h. dasjenige als Voraussetzung schon feststeht, was unser Autor aus jenem Satze herzuleiten sich bemüht. Ebenso

Richtigkeit der vorgetragenen Ansicht; ein thatsächlicher Beweis, wie ihn Joule verlangt haben würde, war nicht gegeben. Allenfalls konnte ein wohlwollender Leser einsehen, dass dies eine beachtenswerthe Hypothese sei und konnte den Anstoss zu eigenen Ueberlegungen über das Thema empfangen. Wenn Joule um die Zeit, als Mayer's Notiz erschien, plötzlich angefangen hätte in einer neuen Richtung zu arbeiten, so hätte die Hypothese, er habe von dort seinen Anstoss empfangen, etwas Glaubhaftes. Aber er ging folgerichtig weiter in den Arbeiten, mit denen er vorher beschäftigt war. Der ganze Zusammenhang, wie er zu seinen Ergebnissen kam, liegt klar vor unseren Augen und zeigt, dass Joule keines äusseren Anstosses bedurfte, um sich der Frage über die Aequivalenz von Wärme und Arbeit zuzuwenden. Was er im Jahre 1843 gab, waren wirklich die ersten thatsächlichen Beweise für diese Aequivalenz.

Die von Mayer gegebene Berechnung dieser Grösse für einen Fall, selbst wenn sie als begründet anerkannt wurde, bewies nichts. Es musste gezeigt werden, dass ganz verschiedene Vorgänge genau denselben Werth ergeben, was Joule in der That gethan hat. Dadurch erst wurde Mayer's Ansicht über den Rang einer nicht unwahrscheinlichen Hypothese hinausgerückt. Ausserdem lieferte Joule hier zum ersten Male den Nachweis, dass mechanische Arbeitsleistung an Stelle von Wärme treten könne. Die Leistungen der Dampfmaschinen hatten Carnot und Clapeyron zunächst mit der Theorie vom Wärmestoff in geschickte Uebereinstimmung gebracht und Mayer hatte, was er an thatsächlicher Belegung für seine Ansicht von der Arbeit der Gase hatte, noch zurückgehalten.

Uebrigens hatte auch der durch viele pharmaceutisch-chemische Arbeiten bekannte K. Fr. Mohr schon im Jahre 1837, also vor Mayer's erstem Aufsatz, den Abriss einer mechanischen Theorie der Wärme¹⁾ veröffentlicht, der in vielen Beziehungen der später entwickelten mathematischen Theorie entspricht. Freilich misslingt es ihm, die richtige Beziehung zwischen Wärme und mechanischer Kraft aufzufinden. Aber er sucht doch nach einer solchen und der Aufsatz zeigt, dass um jene Zeit ähnliche Speculationen nicht ungewöhnlich waren; er zeigt aber auch, wie weit Mayer ihm überlegen war.

¹⁾ Annalen der Pharmacie, Bd. XXIV, S. 141.

Ich hoffe meinen Lesern dargethan zu haben, dass das längere Verborgenbleiben von Robert Mayer's erster Arbeit sich aus sehr begreiflichen und berechtigten Ursachen erklärt, dass Mayer ein höchst selbständiger und scharfsinniger Kopf war, von dem man grosse Leistungen erwarten durfte, wenn auch nicht ein solcher, der Dinge geleistet hätte, die andere seiner Zeitgenossen nicht hätten vollbringen können und tatsächlich auch ohne seine Unterstützung vollbracht haben. Ist ihm nun schweres Unrecht durch Vernachlässigung geschehen, wie dies seine Anhänger darstellen? Wenn man seinen ersten Aufsatz von 1842 als Prioritätssicherung auffasst, so hat er als solche seine Dienste gethan. Wenn dieser Aufsatz nicht existirte, so würde nichts beweisen, dass Mayer seine Ideen nicht von Joule empfangen habe. Für diesen Aufsatz mehr zu verlangen, nämlich, dass er auf seine Leser überzeugend wirken sollte, scheint mir ein Verkennen der richtigen Grundlagen wissenschaftlichen Beweises zu sein. Der zweite Aufsatz fiel in eine Zeit, wo theils kurz vorher, theils gleichzeitig, theils kurz nachher Joule und ich selbst dieselbe Sache in Angriff genommen hatten. Auch für uns war das Beharrungsvermögen der bestehenden Meinung nicht ganz leicht und nicht sehr schnell zu überwinden. Das höchste Interesse für den Träger einer neuen Idee sollte vor Allem sein, dass diese Idee die Ueberzeugung der Menschen für sich gewinne. Wenn für Robert Mayer diese Genugthuung bis in den Anfang des nächsten Jahrzehnts auf sich warten liess, so wird man dies einer so tief gehenden Aenderung der wissenschaftlichen Anschauungen gegenüber, wie sie hier verlangt wurde, kaum für eine lange Frist halten dürfen. Freilich wurde ihm die persönliche Befriedigung, sich als den ersten Apostel dieser Idee anerkannt zu sehen, noch etwas länger versagt. Aber mindestens seit 1854, d. h. neun Jahre nach seiner definitiven Publikation, begannen sein Name und sein Verdienst bekannt zu werden und es sind ihm die äusseren Zeichen der Verehrung und Anerkennung später vielfach zu Theil geworden. Natürlich hätte die Sache anders gelegen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, an wissenschaftlicher Arbeit und an der tatsächlichen Beweisführung für die von ihm vertretenen Ideen rüstig weiter Theil zu nehmen. Er hat das bittere Schicksal eines früh invalide gewordenen Kämpfers gehabt; und leider ist die Menschheit für solche weder so rücksichtsvoll noch so dankbar als sie es sein müsste. Mayer's wenige spätere Schriften

zeigen, dass er sich den hellen Geist in Perioden von Wohlbefinden auch in späteren Zeiten noch voll bewahrt hatte; aber ausdauernder wissenschaftlicher Arbeit durfte er sich, wie es scheint, nicht mehr unterziehen.

Für die unvollendete Form, in der seine Arbeiten geblieben sind, erwächst ihm in keiner Weise ein persönlicher Vorwurf. In Mayer's Schicksal aber liegt für die heranreifenden Jünger der Wissenschaft die Lehre, dass die besten Gedanken in Gefahr kommen fruchtlos zu bleiben, wenn ihnen nicht die Arbeitskraft zur Seite steht, welche auszuharren vermag, bis der überzeugende Beweis für ihre Richtigkeit geführt ist.

MITTEILUNGEN

Mitteilungen der SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN

Veranstaltungen im Schuljahr 1985/86

■ Basel

Robert Stalder: Texte zur „Verdrängung“.

■ Berlin

Norbert Haas: Übersetzung und Kommentar von Jacques Lacans „L'Etourdit“. – Zur Inkonvenienz von Übersetzung.

Thomas Kittelmann: Freud und die Maschine.

Hinrich Lüthmann: Über Hysterie.

Lutz Mai: Isagoge zu Jacques Lacan: Seminar I, Freuds technische Schriften. – Zur Einführung der Psychoanalyse. Sechs Vorlesungen.

Claus-Dieter Rath: Arbeitskreis zum Seminar „L'Angoisse“. Lektüre der Mitschrift des Seminars.

■ Hamburg

Hans Naumann: Konstruktion der Psyche bei Platon und Aristoteles.

Am Wissenschaftszentrum II der GH Kassel hielt Jutta Prasse am 29. 6. 1985 und am 11. 1. 1986 zwei Vorträge mit dem Thema „Zur Übertragung“.

Am 26., 27. und 28. September 1986 findet auf Einladung von Norbert Haas eine Tagung zum Thema „Der Szientismus der Psychoanalyse“ in Münster/Westfalen statt.

Dr. Claus-Dieter Rath, Berlin, ist am 19. 10. 1985 in die Sigmund-Freud-Schule Berlin aufgenommen worden.

Interessenten an den Basler Lehrveranstaltungen wenden sich an Dr. Robert Stalder, Bachlettenstraße 30, 4054 Basel. Interessenten an den Hamburger Lehrveranstaltungen wenden sich an Hans Naumann, Krönkampsweg 18, 2087 Ellerbek.

Sekretariat der Schule:

Eisenzahnstr. 62, 1000 Berlin 31, 0 30/8 92 47 51.

1983 wurde der Verein zur Förderung der SIGMUND-FREUD-SCHULE BERLIN gegründet. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 150 DM (reduzierter Beitrag: 100 DM). Die Mitgliedschaft berechtigt auch zum Besuch der ständigen Seminare.

MITTEILUNGEN

Die Satzungen des Fördervereins und der Sigmund-Freud-Schule können beim Sekretär der Schule angefordert werden.

■ Die Herausgeber des WUNDERBLOCK teilen mit, daß Christiane Schrübbers, 1978 Mitbegründerin der Zeitschrift und seither für diese tätig, aus der Redaktion ausgeschieden ist.

■ Die Redaktion des WUNDERBLOCK möchte darauf hinweisen, daß im Februar '86 eine neue Zeitschrift für Psychoanalyse, RISS erscheint, redigiert von D. Sträuli und P. Widmer. Bezugsadresse: RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse, Plattenstraße 44, CH 8032 Zürich.

■ Im August 1985 ist die erste Nummer von l'ARTICHAUT erschienen, einer neuen psychoanalytischen Zeitschrift. Zu beziehen bei l'Artichaut, 18, avenue de la Forêt-Noire, F 67000 Strasbourg.

■ In Paris findet vom 13. – 17. Februar '86 die Quatrième Rencontre Internationale statt zum Thema „Hysterie und Zwangsneurose“, veranstaltet von der Fondation du Champ freudien. Anmeldungen sind an sie unter Adresse: B.P. 740, F-75121 Paris cedex 03, zu richten.

■ In Wien findet ab Jänner bis Oktober '86 im Palais Clam Gallas, Währingerstr. 32, ein Internationales Seminar zum Thema „Psychoanalyse und Strukturalismus. Freud und Lacan“ statt, veranstaltet vom Institut Français de Vienne, dem Institut für Wissenschaft und Kunst und der Österreichischen Gesellschaft für Kulturanalyse.

■ Die Aumônerie Universitaire Protestante Strasbourg, die Association Freudienne in Paris und die Zeitschrift Artichaut organisieren am 8. und 9. März '86 Arbeitstage zum Thema „Übersetzung, Deutung, Übermittlung“ in Strasbourg. Interessenten wenden sich an Docteur J. P. Dreyfuss, 4, rue d'Oslo, 67000 Strasbourg.



Marguerite Duras
Agatha. Französisch - deutsch
broschiert, Fadenheftung, 19.80

Marguerite Duras
Die Englische Geliebte. Roman
broschiert, Fadenheftung, 24.-

Marguerite Duras
Atlantik-Mann. Französisch - deutsch
broschiert, Fadenheftung, 12.-

Weitere Werke von
Marguerite Duras,
die 1984 den
Prix Goncourt
erhielt, in Vorbereitung.

Stroemfeld/Roter Stern
D-6000 Frankfurt, Holzhausenstr.4

fragmente

fragmente. schriften-
reihe zur psychoana-
lyse ISSN 0720-5813

- erhältliche Hefte:
- (5) Mosaik der For-
schung (Dez. 1982)
 - (6) Psychoanalyse und
Hochschule I (Mai '83)
 - (7/8) Psychoanalyse-
Literatur-Literatur-
wissenschaft II: Zur
psychohistorischen Ge-
nese der Deutschen
(Aug. 1983)
 - (9) Der eingebil-
dete Körper - Zur Vergeb-
lichkeit des Narziß-
mus (Dez. 1983)
 - (10) Altern und Alter
- Psychoanalytische
und psychosoziale
Beiträge (März 1984)
 - (11) Psychoanalyse-Li-
teratur-Literaturwis-
senschaft III: Das Un-
heimliche an der Rea-
lität (Aug. 1984)
 - (12/13) Gruppenfor-
schung/ Psychoanalyse
und Hochschule II
(Dez. 1984)
 - (14/15) Phantasmen der
Macht - Psychohisto-
rische Beiträge (Apr.
1985)
 - (16) Beiträge zur
Scheidungsfor-
schung (Juli 1985)
- Bezug über den Buch-
handel oder den
Herausgeber

schriftenreihe zur psychoanalyse

fragmente 17/18:

Psychoanalyse-Litera-
tur-Literaturwissen-
schaft IV: Dichtung und
Verdichtung - Auf den Spuren
der Einbildungskraft (Nov. 1985)

G.C.Tholen Dichtung und Verdichtung. Von der Hei-
lung des Selbst zum Begehren des Textes - Methoden-
fragen der Literaturanalyse, P.Rusterholz Heile Holle
oder Neues Alphabet. Leser und Interpret als Sub-
jekt und Objekt der Zeicheninterpretation - Thesen
zur reproduktiven und produktiven Hermeneutik, J.
Hienger Vier Wege der Analyse des Trivialen. Eine
Beschreibung in Stichworten am Beispiel des Reise-
abenteuers im Erzählkino, N.Bolz Die Gewalt der In-
terpretation, S.Gürtler Von der Hermeneutik zu Her-
mān. Reflexionen zur Unverständlichkeit, U.Sonne-
mann Der Dativkomplex, J.Hörisch Die Spuren des
Einhorns, W.Gölter Die Insistenz des Todes im auto-
biographischen Spiel, M.Wetzel Literaturinterpreta-
tion als paranoisch-kritische Methode, E.Wright La-
can und Literaturanalyse, G.C.Tholen T.Waßner Lite-
ratur- und Laienanalyse - Eine verlorene Spur?, A.
Lorenzer Spuren und Spurensuche bei Freud, Morelli,
Freud und der Moses des Michelangelo, M.Wetzel
Spurenentsicherung, Ginzburg, Derrida und Foucault
als Leser Freuds, J.Küchenhoff P.Warsitz Die Spur
des ganz Anderen. Freuds Nosographie und der psy-
chotische Text - am Bsp. F.Holderlins, S.Ledantff
Hofmannsthal's "Andreas"-Fragment: Ein Homunkulus
aus dem tiefenpsychologischen Laboratorium und der
alchemistischen Hexenküche. Spurensicherung der
Freudlektüre bei Hugo v. Hofmannsthal, U.Link-Heer
Das Pathologische als Faszination. Zur vor-freudia-
nischen Semiotik der Nervenkrankheiten am Beispiel
der "Rougon-Macquart" von Zola, R.Schwendter Medi-
zin und Medien im utopischen Roman der Jahrhun-
dertwende, N.Bolz Die Schriß des Films; H.Winkels
Mord ist., P.Engelmann Paris, Kalifornien. Zur Aus-
stellung "Die Immaterialien"; Rez. zu Ziehe/Knodler-
Bunte (Hg.), "Der sexuelle Körper. Ausgeträumt?" (S.
Schade) und zu Wetzel, "Autonomie und Authentizität"
(S.Gürtler) (ISBN 3-88122-282-0)

fragmente-Preise: Einzelheft DM 14,-/ Doppelheft DM 25,-
(Studenten b. Direktbest., m. Nachweis: DM 7,-/DM 13,50)
Abonnement: DM 40,- pro Jahrgang (Stud.: DM 20,-); Abo-
beginn auch rückwirkend: ab Jg.82/3: H.5 ff./ ab Jg.84:
H.10 ff./ ab Jg.85: H.14/15 ff./ ab Jg.86: H.19 ff.

herausgegeben vom Wissenschaftlichen Zentrum II
für Psychoanalyse, Psychotherapie und psycho-
soziale Forschung der Gesamthochschule Kassel,
Gottschalkstr. 26, Postfach 101380, D-3500 Kassel

1988 9. Jahrgang Heft 3

★ PSYCHOLOGIE & GESELLSCHAFTS KRITIK 35



Drogen

THEMATISCHE BEITRÄGE

Irmgard Vogl
Der Vorwurf der Trunksucht als Instrument der Repression:
Studie zur Kontinuität von Vorurteilsstrukturen

Sebastian Scheerer
Mit dem Rücken an der Wand

Paul Welter
Das Drogenproblem aus strukturalistischer Perspektive

Burkhard Dammann, Sebastian Scheerer
Menschenwürde in der Drogentherapie

Marlene Stein-Hilbers
Selbstreflexive Ansätze in der Drogenforschung

LESERMAGAZIN

REZENSIONEN

AKTUALITÄTEN/TERMINE/HINWEISE

Eine psychologiekritische Zeitschrift für Psychologen, Pädagogen,
Sozialwissenschaftler in Theorie und Praxis.

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder direkt bei der Redaktion der
P & G, Hagelmannsweg 3b, 2900 Oldenburg, Telefon (0441) 64126

**»Könnte ich eine Auszeichnung
für das schönste Gesamtprogramm vergeben,
würde ich mich schließlich für die Bücher
von Brinkmann & Bose entscheiden.
Ein seltener Genuß.«**

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Jacques Lacan

Schriften I

Das Seminar über E. A. Poes »Der entwendete Brief«
Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion
Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in
der Psychoanalyse
Die Ausrichtung der Kur und die Prinzipien ihrer
Macht
1973. 240 S. Leinen DM 59.- (40200)

Schriften II

Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die
Vernunft seit Freud
Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung
der Psychose vorausgeht
Kant mit Sade
Die Stellung des Unbewußten ua.
1975. 277 S. Leinen DM 59.- (40201)

Schriften III

Jenseits des Realitätsprinzips
Die Familie
Zur Verneinung bei Freud
Leitsätze für einen Kongreß über
weibliche Sexualität
Maurice Merleau-Ponty ua.
1980. 252 S. Leinen DM 59.- (40202)

Freuds technische Schriften

Das Seminar, Buch I (1953-1954).
1978. 364 S. Br. DM 67.- (40203)

Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse

Das Seminar, Buch II (1954-1955).
1980. 419 S. Br. DM 76.- (40204)

Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse

Das Seminar, Buch XI (1964).
1978. 2. Auflage 1980. 307 S. Br.
DM 58.- (40205)

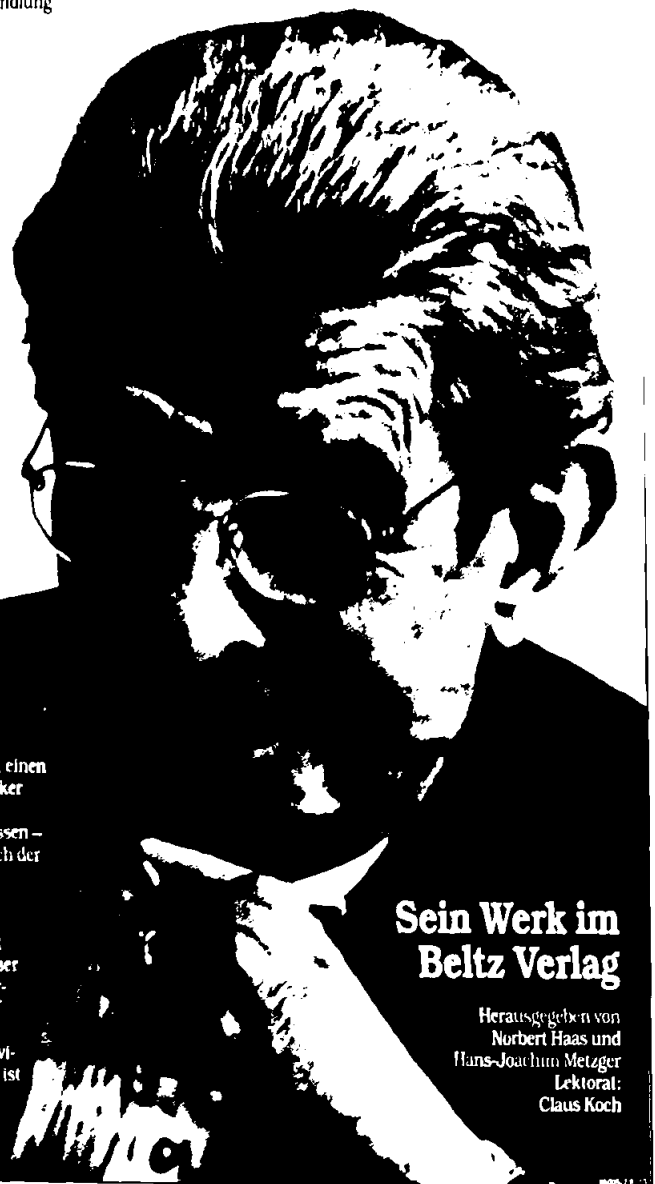
Pressestimmen

»Er, Lacan, stellt zum Leser, seinem alter ego, einen
ähnlichen Bezug her, wie er zwischen Analytiker
und Analysand im therapeutischen Gespräch
besteht: In keinem Augenblick geht er auf dessen –
logische oder subjektive – Erwartung ein, auch der
Widerstand ist Text geworden.«
Frankfurter Allgemeine Zeitung

»Wenn die Psychoanalyse nicht mehr die Pest
ist, die Freud in ihr sah, sondern ein harmloser
Tranquillizer, dann ist das gerade auf ihre ver-
meintliche Plausibilität zurückzuführen, auf
die illusionäre Vertraulichkeit mit ihren Begrif-
fen... Nur eine Zerstörung dieser falschen Evi-
denz kann die Freudsche Theorie retten – das ist
die grundlegende Einsicht Lacans.«
Frankfurter Rundschau

**Sein Werk im
Beltz Verlag**

Herausgegeben von
Norbert Haas und
Hans-Joachim Metzger
Lektoral:
Claus Koch



DER WUNDERBLOCK

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

HRSG. VON NORBERT HAAS, VRENI HAAS, LUTZ MAI, CHRISTIANE SCHRUBBERS

■ HEFT 1 J. Lacan: Beim Lesen Freuds · L. Mai: Sprache und Sprechen in der Psychoanalyse · Ch. Schrubbers: Aus der Geschichte der psychoanalytischen Bewegung · Rezensionen zu Lacaire, Montrelay, Sachs. ■ HEFT 2 Zur Theorie der Lehranalyse · L. Israel: Übermittlung und/oder Lehre. ■ HEFT 3 E. A. Kittler: Lullaby of Birdland · J. Hörisch: Wagner mit Homer · D. Otto: Die Diskretion und die Identität in Gottfried Kellers „Sinngedicht“. ■ HEFT 4 H.-J. Metzger: Play it again, Sam! R. St. Zons: Literaturgeschichte am Leitfaden des Leibes · Zur Theorie der Lehranalyse II. ■ HEFT 5/6 N. Haas: Zu Jacques Lacans Diskursmathemen · R. Chemama: Einige Überlegungen zur Zwangsneurose, ausgehend von den „Vier Diskursen“ · J. Lacan: Der Individualmythos des Neurotikers · J. Lacan: Was ist das, der Signifikant? (vergriffen) ■ HEFT 7 J. D. Nasio: Das Vampirkind · N. Haas: Lessings Emilia · H.-J. Metzger: Kraft durch Freud? · Rezensionen zur Geschichte der Psychoanalyse in Österreich, zu Morgenthaler etc. ■ HEFT 8 Zum 80. Geburtstag von Jacques Lacan · L. Mai: Die Entstehung der Übertragung im freudschen „Entwurf“ · N. Haas: Moiré · Rezensionen. (vergriffen) ■ HEFT 9 J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen, 1. Teil · J. Lacan: Die Funktion des Geschriebenen · R. Nägele: Freud, Habermas und die Dialektik der Aufklärung. ■ HEFT 10 L. Mai: Zu den vier Diskursmathemen · N. Haas: Exposé zu Lacans Diskursmathemen, Teil I: Die Plätze · J. Prasse: Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen, 2. Teil · S. Zizek: Die Mißverständnisse des Metonymismus. ■ HEFT 11/12 Cl. Lévi-Strauss: Ein kleines mythisch-literarisches Rätsel · Eine „Lacansche“ Psychose · L. Mai: Affekt und Effekt beim Zwangsneurotiker · E. Kittler: Flehsig/Schreiber/Freud · H.-J. Metzger: Editorial · Satzung der Sigmund-Freud-Schule Berlin · Rezensionen zu Abraham/Torok u. a. ■ HEFT 13 Das Begehren zu schlafen. Eine Antwort Lacans, notiert von Catherine Millot · N. Haas: Antworten an Poinçon · R. Stalder: Schrift und Schreiben · R. Nägele: Nietzsches Hexentrank. Ressentiment, Identität und Verneinung · N. Haas: Entere Gründe · B. Schlossman: Lesen am Rande des Augustinischen Textes · Miles Davis im Gespräch mit Howard Mandel. I don't mind talkin' if people are listenin' · Rezension zu W. Seitter: Mitteilungen der Sigmund-Freud-Schule Berlin, Seminar Basel, Seminar Hamburg. ■ HEFT 14 J. Lacan: Vorschlag vom 9. Oktober 1967 (Auszug) · N. Haas: Der Szientismus Freuds · D. Hombach: Freuds Traum · W. Seitter: Die Königin als Ausweg aus der vaterlosen Gesellschaft · H. v. Helmholtz: Robert Mayers Priorität · Mitteilungen. ■ SONDERHEFT 1 LACAN LESEN – EIN SYMPOSION mit Beiträgen von M. Frank, F. Kaltenbeck, N. Haas, L. Mai, P. Müller, J. Prasse sowie Protokollen der Arbeitsgruppen: Psychoanalyse und Hermeneutik, Lacans Darstellung und Kritik der Dora-Analyse von Freud, Übersetzung, Psychoanalyse und Institution.

■ VORSCHAU auf HEFT 15 N. Haas/H.-J. Metzger: Über die Edition der Schriften und Seminare Jacques Lacans · J.-A. Miller/E. Ansermet: Interview in Bloc-Notes über die Transkription des Seminares von Jacques Lacan · J. Prasse: Vorträge über den Witz · E. Du Bois-Reymond über La Mettrie · H. Wermann: Der Diskurs der Kunst, *Savoir ce qu'on ne dit pas* (über M. Duras).

DER WUNDERBLOCK erscheint unregelmäßig. Das Einzelheft kostet DM 15,-; das Sonderheft (144 S.) DM 24,-; ein Abonnement von vier Heften DM 55,-, inklusive Versandkosten. Bestellungen nehmen der Verlag DER WUNDERBLOCK, 1000 Berlin 31, Konstanzer Str. 11, und alle Buchhandlungen entgegen. Eine Kündigung ist 14 Tage nach Erhalt des vierten Hefes möglich. Alle Zahlungen bitte erst nach Rechnungsstellung. Adressenänderungen bitten wir dem Verlag schnellstens mitzuteilen.

DM 15, —.

